

Kindern während des ersten Lebensjahres in den Bezirken Ruffstein 175·5, Schwaz 183·7, Ritzbühl 190·7, hingegen im Gerichtsbezirk Innsbruck Umgebung 266·5, in der Stadt Innsbruck 235·7, im Bezirk Landeck 236·7, im Bezirk Reutte 225·5. Für Wälschtirol ergab sich die größte Sterblichkeit rüchichtlich der Kinder aus dem ersten Lebensjahr in den Gerichtsbezirken Primiero (265 pro Mille), Cles (261 pro Mille) und Tione (245 pro Mille), die geringste dagegen in den Stadtbezirken Trient (183 pro Mille) und Rovereto (190·5 pro Mille). In Vorarlberg ist in dieser Beziehung ein erheblicher Unterschied zwischen den verschiedenen Bezirken nicht hervorgetreten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sterblichkeit der Kinder im ganzen Lande eine noch viel geringere sein könnte, wenn nicht die Pflege und Ernährung derselben gar Vieles zu wünschen übrig lassen würde. Nur wenige Mütter stillen ihre Kinder selbst und sehr wenige durch die ganze gebotene Zeitdauer. Dieser, wie es scheint, schon von alter Zeit herkömmlichen Unterlassung oder ungenügenden Ausübung einer hochwichtigen Verrichtung mag es wohl zuzuschreiben sein, daß in Tirol wie in Vorarlberg eine sehr große Zahl von selbst wohl ausgebildeten Müttern nicht befähigt ist, ihren Kindern die erforderliche Menge der naturgemäßen Nahrung zu bieten, oder daß die Quelle derselben schon nach wenigen Wochen zu versiegen beginnt. Die Verwendung von Ammen, welches Wort übrigens in Tirol nicht im Sinne einer „Nährmutter“, sondern in dem einer Kinderwärterin gebraucht wird, kommt nur als äußerst seltene Ausnahme in den Städten vor; der bäuerlichen Bevölkerung ist sie völlig unbekannt. Allerdings steht im ganzen Lande vortreffliche Kuhmilch als Ersatz der mütterlichen Nahrung leicht zu Gebote, und darauf wird es zurückzuführen sein, daß die öffentliche Meinung das Selbststillen keineswegs als eine unerläßliche Mutterpflicht erachtet. Wird aber, wie es in der That sowohl in Tirol als in Vorarlberg geradezu Landesitte ist, die künstliche Nahrung dem Säugling in unzumessiger Form dargereicht und wird überdies bei dem Gebrauch der Saugflaschen die Sorge für peinlichste Reinlichkeit außer Acht gelassen, so ist es die unausbleibliche Folge, daß so mancher Säugling den „Fraisen“ oder einem Darmkatarrh erliegt oder daß im zartesten Alter der Keim zu Erkrankungen und zu dauernder Körperschwäche gelegt wird. Nicht zum geringsten Theil ist es daher in die Hand der tirolischen Frauen und Mütter gegeben, für die Hebung des physischen Wohles der Bevölkerung zu wirken — durch vernunft- und naturgemäße Pflege der Kinder.

Vollsleben der Deutschen in Tirol.

Vollscharakter. Es dürfte wohl kaum ein Alpenland geben, in dem sich der Vollscharakter so verschiedenartig ausprägt wie in Tirol. Hierbei sind wie anderswo Natur, Stammesart und Lebensweise, Erwerb und Beschäftigung von nachhaltigem

Einfluß gewesen. Nicht nur hat der eingreifende Gegensatz von Nord und Süd diesseits und jenseits des gewaltigen Centralgürtels, der Tirol in zwei Hälften trennt, den klimatischen Verhältnissen entsprechend auf die Bewohner eingewirkt, sondern auch innerhalb dieser zwei großen Bezirke erzeugten die örtlichen Verhältnisse augenscheinliche Verschiedenheiten. Der „Bergler“, der hoch oben an der Bergflanke wohnt, ist ein anderer als der Bewohner der Thalsohle, auf den er mit Stolz herabblickt; der „Thölderer“, der die bis an den Eisstock sich hinziehenden Nebenthäler belebt, unterscheidet sich sowohl von dem Bewohner des Hauptthals, wie nicht minder von dem seines Nachbarthals, obgleich ihn nur ein schmaler Gebirgsrücken von ihm trennt. So ist der Zillertthaler verschieden vom „Alpäcker“ (Alpacher), der Ötthaler verschieden vom Pitzthaler und Paznauner; dasselbe gilt in Südtirol vom Bewohner der Seitenthäler, z. B. vom Willgrattner und Teseregger, vom Sarntthaler und Ultner. Die große Abgeschlossenheit dieser Thäler hat diese Verschiedenartigkeit des Charakters erzeugt.

Noch einschneidender macht sich die Abstammung der Bewohner geltend.

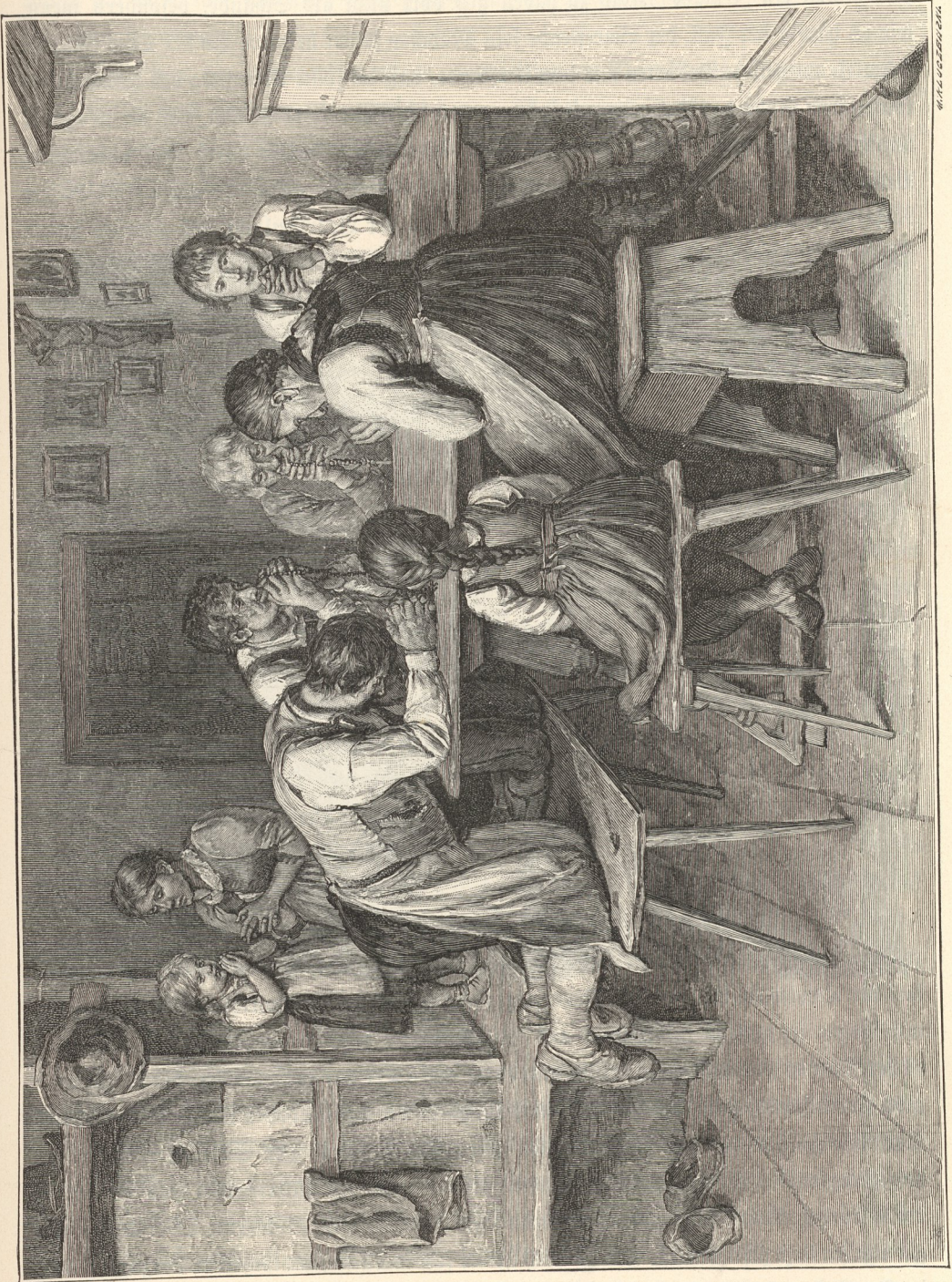
Die beiden großen Hauptstämme der Bajuwaren und Alamannen, erstere in den östlichen, letztere in den westlichen Thälern ansässig, weisen noch in voller Stärke ihre körperliche, geistige und gemüthliche Eigenart auf. Am auffallendsten zeigt sich dies im Innthal. Der alamannische Oberländer, dessen Gebiet bis hart an die Mauern von Innsbruck reicht, ist von dem Unterländer, obwohl er dasselbe offene Thal mit ihm bewohnt, hinsichtlich des ganzen Charakters so grundverschieden, daß sich aus diesem Gegensatz der Anlagen und Neigungen eine förmlich feindselige Stimmung entwickelt hat. Dazu kommt noch, selbst wenn wir von den Rückständen untergegangener seßhafter Stämme, der Longobarden, vielleicht auch der Gothen und anderer absehen wollen, der unverkennbare Einfluß, den die Slaven und die frühere romanische Bevölkerung ausübten. So ist z. B. der Charaktertypus der Romanen im alamannischen Vinschgau noch scharf hervortretend, desgleichen wird jeder feinere Beobachter im bajuvarischen Unterpustertthal die Einwirkung der südlich angrenzenden „krantwälschen“ Bevölkerung, im Hochpustertthal den Einfluß der einstigen slavischen erkennen. Vollständig scheidet sich das ruhige Wesen des Burggräflers aus, der schon durch seine körperliche Erscheinung verräth, daß er mit den genannten Stämmen nichts gemein hat.

So haben sich in Tirol unter dem Einfluß von Orts- und Stammesverhältnissen nach und nach vier oder, wenn man will, fünf große Charaktertypen herausgebildet, welche nach ihrem ganzen äußeren und inneren Sein vollständig verschieden und infolge dessen auch sofort erkennbar sind: der ernste und rauhe Oberinntthaler, der gemüthliche und hiedere Unterinntthaler, der kluge Vinsgtger, der erwerbsinnige Pustertthaler, der bedächtige Burggräfler. Die Bewohner des Wipptthals zeigen in ihrem Wesen eine

Mischung des Alamannischen und Bajuvarischen, die Bewohner des Eisackthals, sowie der untere Etzhändler nähern sich dem Pusterthaler. Es darf daher nicht wundern, wenn diejenigen Züge und Eigenthümlichkeiten, welche den Charakter eines Volkes ausmachen, bei der Bevölkerung Tirols nicht einheitlich vertreten sind, sondern zum Theil in verschiedenem Ausmaße vertheilt sich offenbaren.

Was die geistigen Fähigkeiten des Tirolers anlangt, so ist derselbe durchgehends reich begabt. Das zeigt die verhältnißmäßig große Anzahl bedeutender Männer, die das Land auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat. Am stärksten ist diese Anlage beim Oberinnthaler vorhanden, der an Schärfe des Verstandes alle anderen übertrifft. Ebenso ist bei ihm, wie überhaupt beim Tiroler, der Kunsttrieb hochentwickelt. Fast scheint es, als ob sich hinsichtlich dieser ausgesprochenen Anlage eine Nachwirkung der früheren romanischen Bevölkerung geltend machte. Heller Verstand zeichnet auch den Pusterthaler und Winstger aus, nicht ohne Beigabe klug berechnenden Sinnes. In dieser Hinsicht stehen diese letztgenannten Beiden bei ihren nördlichen Landesangehörigen in etwas schlimmem Geruche und das landläufige Sprichwort: „Der Pusterer hat a Kuh g'stohlen und der Winstger hat sie ihm außerg'logen“ zeigt jedenfalls, daß sie nicht auf den Kopf gefallen sind und eine gewisse Übervortheilungsgabe ihnen zu eigen ist.

Neben dem klaren Verstande ist ein gewisser Zug von Gemüth jedem Tiroler angeboren. Ausgesprochen tritt er nur beim Unterinnthaler zu Tage, der ob dieser harmonischen Mischung der liebenswürdigste und uneigennützigste der tirolischen Bewohner genannt werden muß. Daneben macht sich bei ihm laute Lebenslust mit stark hervortretender Sinnlichkeit geltend. Deshalb ist auch im Unterland die Heimat des Volksesanges, der in keinem Landestheile so hell erklingt. Dieser bald mehr bald weniger ausgeprägten Gemüthsanlage der Tiroler entspricht auch ihr tief religiöser Sinn. Zeugniß dafür sind die vielen und schönen Kirchen und zahllosen Kapellen, die allerorts dem Wanderer entgegengrüßen. Besonders im armen Oberinnthal ist die Religion Herzenssache und nirgends ist rührendes Gottvertrauen so zu Hause als dort. Der Besuch der Messe leitet den Tag ein, wie der abendliche Rosenkranz denselben beschließt. Arme Leute, fromme Leute. Im Zusammenhang damit steht die große Achtung, welche die Geistlichkeit im Volke genießt, wie umgekehrt der große Einfluß, den erstere auf das letztere ausübt. Mit der Sittlichkeit ist es im Großen und Ganzen nicht viel besser bestellt als in anderen Alpenländern, aber auch gewiß nicht schlechter. Irrig wäre jedenfalls die Ansicht, daß Tirol ein jungfräuliches Land sei. Auch hier muß nach der Gegend wohl unterschieden werden. Während in den alamannischen Bezirken, besonders im Oberinnthal und Winstgau, auf Zucht und Sitte streng gehalten wird und ein gefallenes Mädchen in der Gemeinde fast verkehmt ist, nimmt man es im lebenslustigen Unterinnthal, wie auch im Pusterthal in dieser Hinsicht nicht so



Wortentransparenz.

streng und ein „lediges“ Kind zu haben gilt dort nicht als Schande, besonders wenn, wie es häufig der Fall, der Betreffende sein Mädchen später heiratet. In der That erklären sich viele uneheliche Geburten aus dem Umstande, daß die späte Abtretung des heimatischen Gutes dem Sohn das Heiraten erst spät ermöglicht. Bedenkt man noch, daß die strogende Kraft dieser Bergbewohner und die reichliche Gelegenheit, welche durch das unbeachtete Beisammensein der beiden Geschlechter auf der Alpe, beim Bergmahd u. geboten ist, diesem Naturtrieb leichter Vorschub leistet, so wird man bei Beurtheilung des ziemlich hohen Procentsatzes unehelicher Geburten gewiß einen billigeren Maßstab anlegen.

Hervorgehoben zu werden verdient auch die große Offenheit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit des Tirolers, sowie sein starkentwickeltes Rechtsbewußtsein. Die Häuser auf dem Lande sind noch gegenwärtig häufig unversperrt, Geldangelegenheiten und Verträge werden meist durch bloßen Handschlag bei einer Flasche Wein, die nicht fehlen darf, abgemacht. Glaubt der Tiroler im Recht zu sein, so ist er schwer davon abzubringen, und mancher aus Rechthaberei entstandene Proceß hat einen Bauern um Hab und Gut gebracht.

Arbeitslust und Erwerbstrieb sind beim Tirolerbauern nicht in dem Maße entwickelt, wie es wünschenswerth wäre, und der Spruch: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“ hat in gewissem Sinne Berechtigung. Er arbeitet eben nur so viel, als er zum Lebensunterhalt und zum Steuerzahlen braucht und läßt im Übrigen den lieben Herrgott einen braven Mann sein. Dies gilt in erster Linie von den sogenannten Dörchern oder Lanigern, einer ethnographischen Eigenthümlichkeit Oberinntals und des oberen Vinsgtaus, welche Zigeuner Tirols mit ihren Karren, ihrem — Weibe und einer Schar verwahrloster Frauen als Pfannenslicker, Korbflechter, Obst- oder Geschirrhändler, in Wirklichkeit aber der Mehrheit nach als vagabundirende Bettler landaus landein ziehen, oft bis tief nach Kroatien und der Türkei, und nach Hause zurückgekehrt sich auf Gemeindefkosten verpflegen lassen.

Aber selbst der eifrige Bauer ist die Ertragsfähigkeit seiner Äcker und Wiesen zu steigern in seltenem Falle bedacht. Es hängt dies mit dem Mißtrauen zusammen, das der Tiroler im Allgemeinen Neuerungen, besonders auf landwirthschaftlichem Gebiete, und mögen sie noch so ersprießlich und fruchtbringend sein, entgegenbringt. Im Übrigen ist der Tiroler sparsam, ja knickerisch und dreht einen Kreuzer zweimal um, bis er ihn ausgibt. Freilich muß man auch hier bei den Bewohnern der verschiedenen Thäler unterscheiden. Das Gleiche gilt von der Mäßigkeit im Essen und Trinken. Der Südtiroler, besonders der Burggräfler, ißt und trinkt sehr viel, ebenso wird im Unterinntal und Pustertal beim Eßtiisch tapfer zugegriffen, während der ärmere und nüchterne Oberländer mit geringerer Kost zufrieden ist. Bedauerlich ist der fast in allen Landestheilen, vorzüglich aber im Innthal verbreitete übermäßige Branntweingenuß, welche Pest seit Ende der Vierziger-

Jahre ins Land kam und trotz Entgegenwirkung der Priester und der Obrigkeit in steter Zunahme begriffen ist.

Sind nun die aufgezählten guten und schlimmen Charaktereigenschaften je nach den Thälern und Stämmen in verschiedenem Maße vertheilt, so gibt es doch zwei Vorzüge, welche allen Tirolern in gleicher Weise gemeinsam sind, nämlich die Liebe zur Heimat und zum Vaterland. Der Tiroler liebt sein Land wie sich selber und seine am



Eine Dörcherfamilie.

Abhang klebende Hütte, die er immer wieder an denselben Fleck hinbaut, wenn sie ihm die Muhr oder die Lawine dreimal fortgetragen hat. Treibt auch Suche nach Arbeit und Erwerb viele Landeskinde in die Fremde, sie kehren doch in ihren alten Tagen wieder zum Heimatherd zurück. Damit hängt auch die unerschütterliche Treue des Tirolers gegen Kaiser und Reich zusammen, welche Anhänglichkeit er in guten und bösen Tagen bewährt hat. Macht sich auch oft am Wirthstisch sein Unmuth über schlechte Verhältnisse und Steuerlast in derber Weise Luft, daß ein Nichteinheimischer meinen möchte, er habe einen

halben Revolutionär vor sich — wenn der Kaiser ruft, so eilt er um seinen Stutzen und gibt seinen letzten Tropfen Herzblut. Will man daher ein zusammenfassendes wahres Urtheil über die Bewohner des Landes abgeben, so muß man bekennen, der Tiroler ist im Durchschnitt ein grundehrlicher, fester und gemüthlicher Charakter, ein Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und den Jeder lieb gewinnen wird, der in der rauhen Schale den guten Kern zu finden weiß.

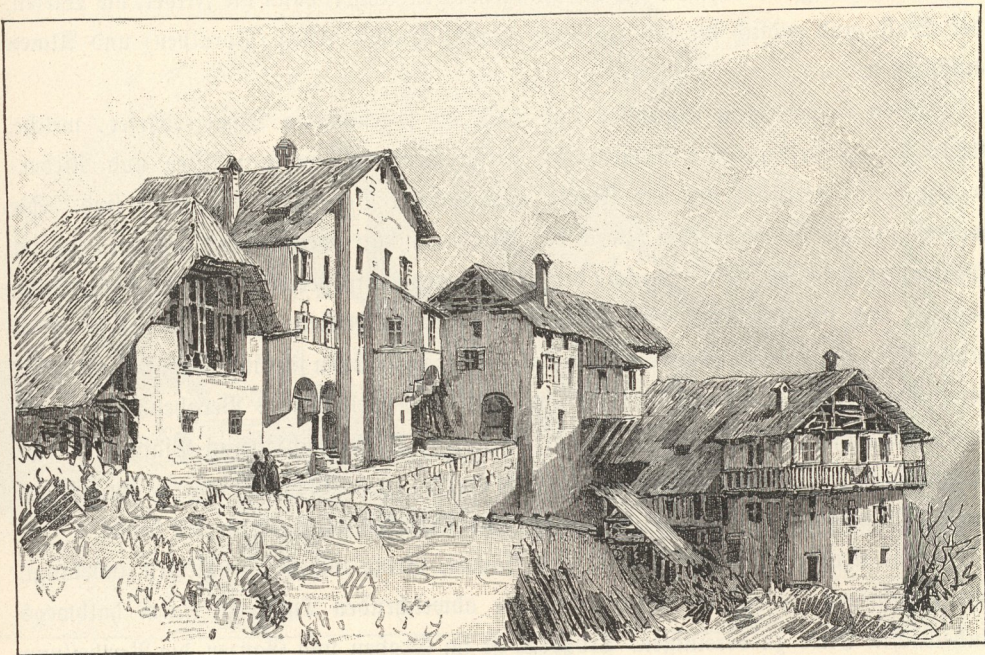
Besiedelung, Ortsanlagen und Wohnungen. Wie überall in den Alpen, erfolgte auch in Tirol zuerst die Besiedelung der Höhen. Hierzu drängte nicht nur die für Feldbau und Wirthschaft günstige Bodenbeschaffenheit der Mittelgebirgsterrasse gegenüber der auartigen und versumpften Thalsohle, sondern auch der Umstand, daß der Winter oben erfahrungsgemäß wärmer und milder, der Sommer kühler ist. Starke Bergbäche und kleine Quelläpflein boten dem Ansiedler leichte Gelegenheit zur Tränke des Viehs, wie zur Berieselung der Felder und Wiesengründe. Zugleich befand er sich in nächster Nähe von Wald und Alpe. Deshalb gehen auch alle alten Straßenzüge Nord- und Südtirols über die Höhen. Fanden Ansiedelungen im Thale statt, so wählte man fast ausnahmslos die ruhig gewordenen fruchtbaren Schuttkegel, die sich am Ausgang der Seitenthäler und Klammern fächerartig ausbreiteten, oder niedere Uferterrassen des Hauptthals, die vom wechselnden Lauf des Stromes nichts mehr zu fürchten hatten. Hierbei hatte, wie auch bei den Hangsiedelungen die Sonnenseite vor der Nörder-(Nord-Schatten-)seite den Vorzug.

In welcher Art nun die Besiedelung vor sich ging, ob hofmäßig oder dorfsweise, läßt sich wohl mit vollständiger Sicherheit nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich war beides der Fall. Man trifft Gelände, welche, wie z. B. der Anger-, Volder- und Niederndorferberg mit Einzelhöfen ganz übersät sind, und wieder andere Gegenden, z. B. Stubai, wo sich nur Dörfer befinden und das Zwischenland fast keinen Hof aufweist. Jedenfalls hat dem germanischen Wesen entsprechend die hofmäßige Ansiedelung eine große Verbreitung gehabt. Lassen sich ja selbst nach der neuesten Forschung eine große Anzahl von Namen gegenwärtiger Dörfer, z. B. Gögens, Frixens, Gattung und andere auf Personennamen zurückführen. Die dorfmäßige Ansiedelung dürfte sich vorzugsweise auf die Besitzergreifung bereits vorhandener älterer Niederlassungen beschränkt haben.

Was nun die gegenwärtige Gestalt der tirolischen Dörfer anlangt, so bestimmen Lage und Bodenverhältnisse, Lebensweise und Brauch, Wohlstand und kärglicher Erwerb deren Charakter. Das Dorf in der Thalsohle ist in der Regel behäbiger und schöner als das jedenfalls ältere auf dem unebenen und schwerer zugänglichen Mittelgebirge, dieses wieder entwickelter als die armseligen Weiler enger und unsicherer Hochthäler, wo die Häuser oft kaum ein ruhiges Plätzchen zum Standort finden. Ein Dorf, dessen Bewohner hauptsächlich Viehzucht und Alpenwirthschaft treiben, unterscheidet sich schon im Äußeren

wesentlich von jenem, das mit seinen reichen Feldern auf Ackerbau angewiesen ist. Die Lage einer Ortschaft an der Landstraße mit ihrem regen Verkehr, ebenso Erwerbsthätigkeit, Handel und Industrie prägen demselben einen bestimmten Charakter auf. So entstanden die eingassigen Straßendörfer längs den Verkehrsadern durchs Wipp- und Eisackthal, desgleichen durchs Oberinntal; anderseits kann das durch seine Eisenschmieden bekannte Vulpes im Stubaital als Industriedorf gelten.

Auch die Eigenthümlichkeit des Volksstamms wirkt bestimmend mit. Der alamannische Oberinnthaler und der mit romanischen Elementen versetzte Südtiroler und



Eine Häusergruppe bei Gries nächst Bozen.

Winstgauer baut seine Steinhäuser eng aneinander gereiht, während der bajuvarische Unterinntaler sein Heim möglichst abgefordert von den Nachbargehöften liebt.

Im Allgemeinen pflegt man geschlossene und zerstreute Dörfer zu unterscheiden. Erstere sind seltener und gehören fast ausschließlich der Ebene des Hauptthals an. Sie beleben mit ihren reinlichen Häusern und der stattlichen Kirche die Landschaft, letztere bildet den malerischen Schmuck des Gebirges. Hier steht oft nur ein Trüpplein Häuser, darunter Widdum, Wirthshaus und Schule gedrängt um die Kirche, die anderen Gehöfte liegen mehr oder minder vertheilt über das Gelände. In den engen Bergthälern und Kesseln mußten eben die Ansiedler das Fleckchen zum Hausbau benützen, wo es sich fand, darum kleben dort die Höfe wie vom Sturmwind zerstreut an den Lehnen herum. So ist es

z. B. in Kals; auch St. Vigil in Eneberg, St. Gertraud in Ulten, Mühlen im Mühlthal, Lavis, Sellrain, Alpach, Neustift sind zerstreute Dörfer.

Einen eigenen Typus tragen einige alamannische Dörfer des Oberinntals, z. B. Barwies und Ehrwald. Da steht die Kirche inmitten eines weiten grünen Planes, den eine ehrwürdige Dorflinde schmückt, während rings herum die getrennten Gehöfte stehen. Auch Weerberg am südseitigen Mittelgebirge des Unterinntals verdient wegen seiner eigenthümlichen Dorfanlage Beachtung. Es besteht aus einer einzigen im Halbkreis die Bergflanke umschlingenden Gasse von getrennten Einzelgehöften, welche derart liegen, daß an der Bergseite dahinter sich die dazugehörigen Acker, dann die Felder, die Wiesen, der Wald und endlich die sich am Berg hinanziehenden Asten (Voralpen) und Almen anschließen.

Von eigenartigem Charakter sind auch die sogenannten Sommerdörfer, welche theils den vorarlbergischen Maiensässen entsprechend, sich auf den Asten und Niederlegern befinden, theils auf der Fläche ausgedehnter Bergmähder gelagert sind. Sie werden nur im Sommer zum Zweck der Almwirthschaft oder Heufechung bezogen, im Winter stehen sie verlassen. Manche derselben waren in früheren Zeiten das ganze Jahr bezogen und besaßen selbst eine Kirche mit einem Geistlichen, mußten aber schließlich infolge Holz mangels im Winter aufgegeben werden und dienen jetzt nur mehr der ins Thal gezogenen Bevölkerung als bäuerliche Sommerfrische zur Zeit des Bergheumahdes. Zu dieser Gattung von verlassenen Alpendörfern gehört z. B. Bschlabs in Pfafflar, welche oberinntalische Ortschaft bis auf wenige Höfe verödet ist, während Plangeros im Pitzthal aus gleichem Grunde in Kurzem einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen droht.

Das tirolische Bauernhaus ist, was Bauart, Größe und Bequemlichkeit anbelangt, sehr verschieden, so daß es schwer wird, die abweichenden Typen zu einem halbwegs einheitlichen Bilde zu vereinigen. Trotzdem ist im Großen und Ganzen die Vertheilung der Räumlichkeiten und deren Einrichtung, weil aus dem gleichen Bedürfniß hervorgegangen, ziemlich dieselbe, so daß man, besonders wenn man untergeordnete Verschiedenheiten des ober- und unterinntalischen, sowie des etzhländischen (vinstgauischen) Hauses festhält, gut von einem tirolischen sprechen kann.

Die ältesten Häuser befinden sich in Dur und Pflersch, die schönsten im Unterinntal. Dasselbst trifft man auch, besonders in der Thalebene, zweistöckige Häuser, während sie sonst fast durchwegs einstöckig sind.

Die am häufigsten vorkommende Form des tirolischen Bauernhauses ist jene, bei welcher es der seine Front zuspitzende Giebel gewissermaßen in zwei Hälften theilt. Die eine meist bis zum Beginn des einen Dachflügels hinauf gemauerte Hälfte enthält die Wohnungen, nämlich Stube, Küche und Kammern, die andere hat nur einen

gemauerten Unterbau, in dem sich der Stall befindet, und einen Überbau aus Holz, der die Tenne und den Heuboden umfaßt. Auf einer Seite, wenn der Raum es gestattet, vorne, bei engen Dorfgassen rückwärts, führt eine breite Holzbrücke zum großen Tennenthor. Darunter ist der Eingang zum Stall. Liegt die Tennenbrücke rückwärts, so befindet sich der Haupteingang zum Stall an der Vorderseite des Hauses und rückwärts nur ein kleiner Stallausgang, der im Winter geschlossen bleibt. Die Thür des eigentlichen Wohngebäudes



Dorfanlage von Pfunds.

stößt mit dem sich dahinter öffnenden Hausgang (Flur) knapp an den Stall, steht also fast in der Mitte des ganzen Gehöftes. Die Fenster nebenan, gewöhnlich zwei an der Front und zwei an der Flanke, gehören zur Stube. Unter den Fenstern des oberen Stockwerkes läuft ein hölzerner Gang, im Unterinntal Sommerlauben genannt. Wo, wie meist im Unterinntal, der ganze Vorderbau gemauert ist, umrahmt derselbe oft drei Seiten des Hauses und mündet dann in einen unaussprechlichen Ort. Wo kein Gang ist, hat man statt dessen einen „Solber“ (Söller) an der Hausfront angebracht. An alten Häusern, besonders des Oberinntals, sieht man denselben noch manchmal am Eingang zur Haus-
thür, die also im Hochparterre liegt. Dann führen rechts und links oder auch nur auf einer Seite mehrere Stufen hinauf. Neuere mehrstöckige Häuser haben denselben am oberen

Stockwerk oder es führt vom Dachboden eine Thür heraus. Auf der Brüstung des zierlich ausgeschnittenen Holzgeländers prangen Blumen, besonders die beliebten Nelkenstöcke mit den vollen dunkelrothen Blüten, daneben hängt Wäsche oder im Herbst am darüber angebrachten Gestänge Erbsen- und Bohnenstroh. Auch Samen, Obstschneide oder was sonst an der Luft trocknen und dörren soll, gibt man auf langen Brettern auf das Ganggeländer. Über dem „Solder“ unter dem First des weit vorspringenden Daches prangt der „Almbüschel“, den die von der Alm heimkehrende „Stafelkuh“ getragen hat. Er besteht im Oberinntal aus einem Bündel von feingeschnittenen, sich lockenförmig aufrollenden Holzspänen, mit groben künstlichen Blumen und bunten Bändern geziert. Ihn überragt die „Palm latte“, die der Bub nach seiner Rückkehr von der Palmweihe durch eine Dachlucke herausgesteckt hat, damit durch die geweihten Zweige das Haus vor Blitz und sonstigem Unglück bewahrt bleibe.

Die gemauerte Front oder Halbfront des Hauses schmücken häufig Madonnenbilder oder die Bilder von Heiligen, insbesondere bewährter Schutzpatrone. Manche Häuser sind von oben bis unten mit Gemälden überdeckt, so das hochinteressante Altwirthshaus in Ötz und das in ähnlicher Weise verzierte alte Gerichtsgebäude in Wenss am Eingang ins Pizthal. Unter oder neben den Bildern, oft für sich allein steht der Hauspruch. Häufig findet er sich auch am Kranzbaum mit dem Namen des ersten Hausbesizers und seiner Frau, sowie des betreffenden Zimmermanns nebst der Zahl eingesehritten und schwarz bemalt oder eingebrannt.

Die Sprüche sind entweder religiösen Inhaltes, z. B.:

Gott beschütze dieses Haus

Und alle, die da gehen ein und aus.

oder sie enthalten ernste und allgemeine Lebensregeln, die oft von ergreifender Schönheit und Tiefe sind, z. B.:

Ich leb, weiß nicht wie lang,

Ich sterb und weiß nicht wann,

Ich fahr und weiß nicht wohin,

Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Nicht selten finden sich auch Verse, welche der Kritikirsucht der Nachbarn vorbeugen sollen, so die allbekanntesten:

Wer will bauen an der Straßen,

Muß die Leute reden lassen;

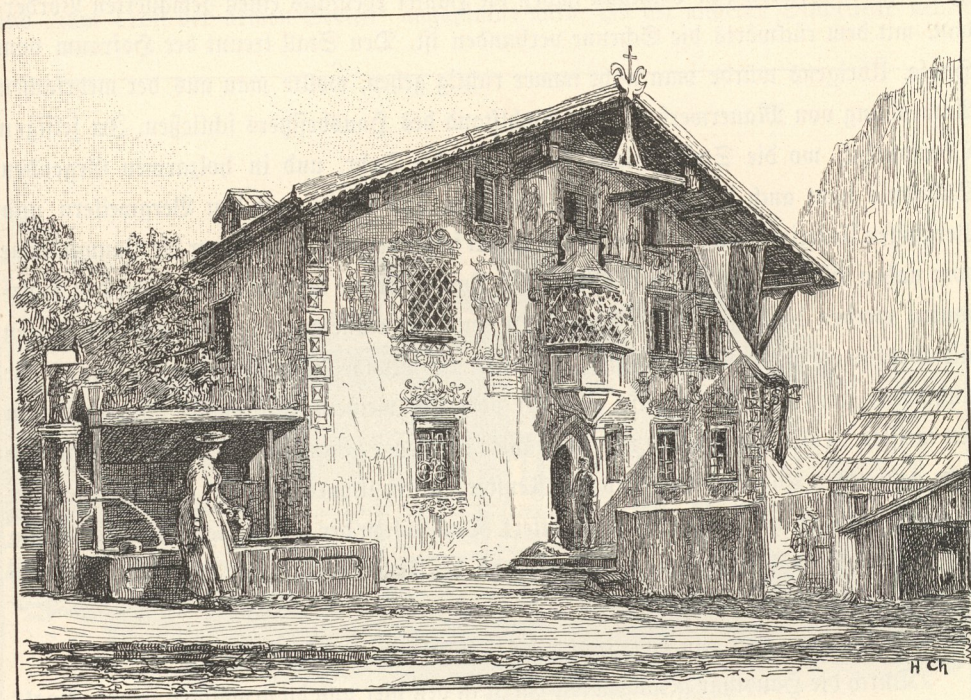
Rede jeder, was er will,

Ich wünsche jedem noch so viel.

Zu dieser Ausschmückung der Außenseite des Hauses gehören auch die in die Scheune als Luftlöcher eingeschnittenen Zierrathen, als Herzen, Blätter, Ziffern, Buchstaben,

Handwerkszeug 2c. Den Hauptschmuck bildet aber das kunstvoll ineinander gefügte Fachwerk des Raumes unter dem Giebeldach mit seinen schön geschnitzten Trägern und Spreizen. Solche Häuser mit prächtigem Fachwerk — gewöhnlich sind es Bauten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert — findet man z. B. auf dem reichgesegneten südlichen und besonders südwestlichen Mittelgebirge von Innsbruck in den Dörfern Lans, Göhens, Axams.

Sämmtliche Räumlichkeiten der Häuser überdeckt das ringsum vorstehende häufig in gekreuzte Pferdeköpfe ausgiebelnde ziemlich flache Schindeldach. Die Schindeln, aus



Oberinntaler Haus: das bemalte Altwirthshaus in Sg.

Lärchen- und Fichtenholz gekloben, werden an vielen Orten nicht genagelt, sondern nur übereinandergelegt und mit zahlreichen auf festgemachten Querstangen ruhenden Steinen niedergeschwert, damit sie der Wind nicht vertrage. Zu fünf bis zehn Jahren, je nach dem Holz, pflegt ein sorgsamer Hausvater die Schindeln umzudrehen, weil sie dann einige Jahre länger halten. Ein derartiges Dach nennt man ein „Kottdach“. In Gegenden jedoch, welche heftigen Winden ausgesetzt sind, genügt diese Bedachungsart nicht mehr, sondern die Schindeln müssen festgenagelt und überdies durch feste Querstangen niedergehalten werden. Strohdächer sind fast nur auf den Mittelgebirgen des Eisch- und Eisackthals im Gebrauch. Auf den Dächern der unterinntalischen Bauernhäuser, die überhaupt ein äußerst malerisches Aussehen haben, sieht ein kleines Holzthürmchen mit der Essensglocke,

mittelst welcher das Gefinde von den ringsum gelegenen Wiesen und Feldern heimgerufen wird.

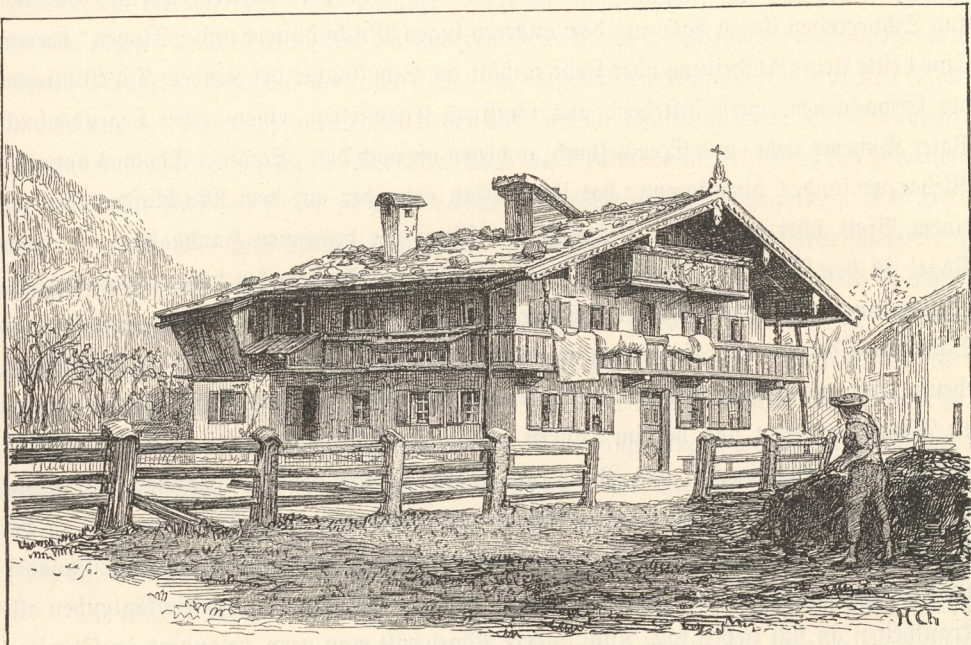
Wie schon oben erwähnt, zeigt die eben beschriebene Hauptform der tirolischen Bauernhäuser je nach den Thal- und Bodenverhältnissen mancherlei Abweichungen. So bildet im Oberinntal das gemauerte Wohnhaus häufig den ganzen Vordertheil des Gehöftes, an den sich an der Rückseite, jedoch unter einem Dach Stall und Scheune anschließen. Im Pusterthal trifft man diese beiden Räumlichkeiten auch oft vom Wohngebäude abgesondert. Im Vinschgau haben die Häuser ebenfalls einen gemauerten Vorderbau, mit dem rückwärts die Scheune verbunden ist. Den Stall trennt der Hofraum vom Hause. Übrigens würde man nicht immer richtig gehen, wollte man aus der mehrfachen Anwendung von Mauerwerk auf den Wohlstand des Hausbesitzers schließen. Im felsigen Oberinntal, wo die Steine nichts kosten als die Fuhr, und in holzarmen Gegenden Südtirols baut auch der Ärmste sein Häuschen aus Stein, auf den Bergweilern und Berghöfen Unterinntals, z. B. in Alpbach, holt selbst der begüterte Bauer die Baumstämme vom nahen Walde, statt mit viel Mühe und Kosten Steine herzuschleppen. Bei den Holzbauten werden die behauenen Stämme mit den Enden aneinandergesügt und die Fugen mit Bergmoos ausgestopft. Innen erhalten die Wände eine Bretterverkleidung; die Außenseite wird entweder ebenso gefertigt oder mit weißem Kalkanwurf übertüncht. In den meisten tirolischen Häusern mit Ausnahme der neuer gebauten, vorzüglich aber an den eben genannten Blockhäusern sind die Fenster unverantwortlich klein und überdies der Sicherheit halber mit Eisenstangen vergittert. Das Lüften der Wohnung ist dadurch ebenso zur Unmöglichkeit gemacht wie das Entrinnen bei Feuergefahr, wie zahlreiche Beispiele noch in jüngster Zeit bezeugen.

Besehen wir uns nun das Innere eines mittleren tirolischen Bauernhauses.

Durch die Hausthür gelangen wir zuerst in den hier und da gewölbten Flur, „Saal“ genannt, der gewöhnlich durch das ganze Haus und rückwärts in den Baumgarten, „Bangert“ führt. Hier hängen an den weißgetünchten Wänden verschiedene Geräthschaften und zum häuerlichen „Arbeitsplunder“ gehörige Gegenstände, wie Sensen, Kummete, das sind Joche für das Ochsen- und Kuhgespann, Fischebene sammt Angel und Latten und Ähnliches. Gleich nach den ersten paar Schritten öffnet sich links und rechts eine Thür. Die eine kleinere führt in den Stall, die andere erschließt die Stube, den wichtigsten Raum im ganzen Bauernhause, den Versammlungsort der Familie und des Gefindes beim Essen, bei der häuslichen Andacht, der gemeinsamen Arbeit zur Winterszeit und beim Heimgarten.

Die Stube ist fast überall getäfelt, der Oberboden überdies mit verschiedenem Zierrath, z. B. Kränzen, Quadraten, Leisten geschmückt. In der Ecke zwischen den Fenstern

steht der große viereckige Esstisch, entweder von Ahornholz oder silberfarbig angestrichen und mit rothen und blauen Blumen bemalt. Über ihm in der Ecke hängt das Crucifix mit ein paar Heiligenbildern. Die ausgestreckte Hand des Gekreuzigten trägt die zwei größten Maiskolben des vergangenen Jahres, und zwar einen weißen und einen rothen als Dank für den Erntesegen. Die schönsten Kornähren hat der Hausvater hinter das Kreuz gesteckt, auch geweihte Palmzweige haben dort ihren Platz. Vor diesem einfachen Hausaltar schwebt meist ein kleines Öllämpchen, das alle Samstage zu Ehren der Muttergottes und „zum Trost der armen Seelen“ angezündet wird. In der anderen Stubenecke neben



Unterinntaler Haus: sogenanntes Schweizerhaus.

der Thür macht sich der große Ofen breit. Derselbe ist gewöhnlich gemauert und mit einer Reihe von Vertiefungen aus grün glasierten Kacheln versehen, in welchen zur Winterzeit Äpfel gebraten werden. Den ganzen Ofen umgibt ein hölzernes Gerüste, Gestang oder G'schall genannt, welches zum Trocknen der Wäsche und nassen Kleider benützt wird. Die Ecksäulen dieses Gestänges reichen hoch über den Ofen hinaus und tragen über letzterem ein Dach mit einem Polsterbrett, der „Dörre“ oder Ofenbrücke, das ist eine Art Lotterbett, auf dem Bauer oder Knecht im Winter faulenzten und sich fast buchstäblich rösten lassen. Ein zweites Ruhebett bildet die breite Ofenbank, die ebenfalls zum Ausruhen und Schlafen dient und zu dem Zweck auch oft ein schiefes Brett oder einen Polster für den Kopf des Ruhenden hat. Der Raum zwischen Ofen und Stubenwand heißt die „Hölle“ oder das

„Höllennäuerl“, die Fläche auf dem Hals desselben das „Plattetele“. Im Oberinntal ist in die Mauer neben dem Ofen noch „das Kamin“ eingefügt mit einem Eisenblech. Darinnen flackert an den langen Winterabenden ein duftendes Kranewitfeuer, um das Kinder und Ehehalten (Gefinde) pfeifenschmauchend sitzen, während der Hausvater oder der „Köni“ Märchen und Geschichten zum Besten gibt. Die übrige Gesellschaft sitzt dabei auf den Bänken, die fast um die ganze Stube an den Wänden herumlaufen. Der Raum unter diesen Bänken gilt als Kumpelkammer. Da liegt das Pfannholz, das Tabakbrettchen, das Tabakmesser, der Hanfsamen für die Vögel, wenn solche da sind, sammt dem Quetschstein. Auch sind einige Behälter da, in deren einem der Bauer die Ketten, Stricke, Fußseisen und Schneereifen liegen hat; aus dem anderen lugen Milchschüsseln und „Stoßen“ hervor. Eine dritte kleine Abtheilung oder Lade enthält die Schulbücher der Kinder. Die Bibliothek der Erwachsenen, meist bestehend aus Goffines Evangelien, einem alten Legendenbuch, Pater Kochens Lehr- und Exempelbuch, zu denen oft noch des „Schäfers Thomas populäre Vieharzneikunde“ hinzukommt, hat ihren Platz entweder auf dem Milchkasten oder auf einem Brett über der Thür. Der Kalender hängt zur bequemen Handhabung an einem Nagel in der Nähe des Esstisches. Die zwei übrigen Stubenecken haben ebenfalls ihre Bestimmung. In einer befindet sich der Uhrkasten, in dem eine alte rauchgeschwärzte Schwarzwälderuhr ihren eintönigen Pendelschlag mißt, in der zweiten steht der Milchkasten, ebenso bunt angestrichen wie der Tisch. Er ist vorn offen, nur mit einem Vorhang gegen die Fliegen versehen und hat im Innern querlaufende Brettchen, auf welche die Milchschüsseln nebst Rahmgefäß und Milchseige gestellt werden. Zur Einrichtung der Stube gehören noch ein oder zwei Scheibensitzen und wohl auch eine Flinte, welche an der Wand ihren Platz haben. Gewiß fehlt aber in keiner Bauernstube ein Krummschnabel, der in engem Drahtkäfig an der Zimmerdecke hängt, weil er nach altem Volksglauben alle Krankheiten an sich ziehen soll. Auch andere Vögel hält man gern, besonders im Oberinntal. Im Winter läßt man sie frei in der Stube herumfliegen, denn mit dem Entkommen hat es keine Noth, da den ganzen Winter kein Fenster geöffnet wird. Was sich in Folge dieser unsinnigen Gepflogenheit aus dem Dampf feuchter Wäsche und Lodenjoppen, die am heißen Ofen trocknen, aus Speisengeruch und dem Dampf schlechten Tabaks für eine Atmosphäre entwickelt, läßt sich leicht denken. Dazu kommt noch, daß man Schwerkranken meist in die Stube bettet, weil diese das einzige heizbare Local ist. Das Schlimmste aber ist nun, daß diese ganze Ausdünstung durch das Loch, das sich gewöhnlich über dem Ofen an der Zimmerdecke befindet, in die häuerliche Schlafkammer des ersten Stockes hinaufgeleitet wird. Solche Umstände lassen es begreifen, warum ansteckende Krankheiten, wie Blattern, Typhus u. auf dem Lande, und zwar besonders auf Berghöfen so furchtbar wirken.

Die Küche befindet sich meist gleich hinter der Stube. So ist es wenigstens bei den Bauernhäusern, welche die Wohnräumlichkeiten auf der einen, Stall und Tenne auf der anderen Seite haben. Wo aber letztere den Rücktheil des Hauses bilden, also der ganze Vorderbau bewohnt ist, liegt sie entweder gegenüber der Stube oder, wie im Binstgau, rückwärts durch einen Verschlag von derselben getrennt. Die Küche ist überall sehr geräumig und mit blinkendem Messing- und Kupfergeschirr ausgestattet, denn reichliches Küchengeschirr ist der Stolz der Bäuerin. Auf der sauber gekehrten Schüsselstelle oder dem „Rahmen“ stehen die Reihen der Schüsseln und Teller, obwohl letztere nur an Festtagen benützt werden. Die Bank darunter trägt das Wasserschaff mit der „Wassergaze“ und dem großen Knödelhasen. Auf der anderen Seite ist ein Strick für die messingenen und eisernen „Gazeln“ gezogen, darunter stecken im eingekerbten Pfannholz die weiten Muspfannen und die Schmalzpfannen, von denen das Fett nie abgespült wird. Der Waschkessel von glänzendem Kupfer steht in einer Ecke. Auch ein Branntweinkessel findet sich zuweilen. Um den Kessel über das Feuer zu hängen, hat man oft eine Drehvorrichtung. Der Herd selbst ist groß, aber sehr einfach aus Ziegeln gemauert, mit einer seichten Vertiefung versehen, in der das offene Feuer brennt. Daneben ist die Aschengrube. Der Herd ist immer einer Ecke angepaßt. An der Hinterwand auf demselben steht die Hennensteige, von der ein Mauerloch ins Freie leitet. An der Seitenwand ist die „Herdbank“ befestigt. Da sitzen an Winterabenden die Männer, stellen die Füße auf die warme Feuerstatt und schauen der Bäuerin beim Kochen der Abendmahlzeit zu. Im Rauchfang hängen an langen Holzstangen Speckstücke, Schwein- und Schafffleisch; die übrigen Provorräthe, mit Ausnahme des Mehlfastens, birgt der anstoßende Gaden. Hier winken die appetitlich gelben Butterknollen, Schmalz, Eier, kurz alle Lebensmittel, die man nicht der Kühle halber im Keller aufbewahrt.

Die Schlafkammern befinden sich fast immer im ersten Stock, nur im Oberinntal und Binstgau, wo der ganze Vordertheil des Hauses bewohnt ist, schlafen wenigstens Eheleute und kleine Kinder im Erdgeschoß, während sich oben die „Stubenkammer“ und die „Küchenkammer“ für die erwachsenen Söhne und Töchter, sowie für das Gesinde befinden. Vom Hausgang führt eine meist steile Holzstiege hinauf. Die große Kammer vornheraus über der Stube ist das Schlafgemach des Bauern und der Bäuerin. Es ist mit allem bäuerlichen Luxus ausgestattet. Da steht das breite doppelspännige Ehebett, schön himmelblau angestrichen und bunt bemalt. Häufig sieht man darauf das Auge Gottes abgebildet und darunter den Spruch:

Gott lieben ist die schönste Kunst,
 Die schönste Kunst auf Erden,
 Wer anders liebt, der liebt umsonst
 Und kann nicht selig werden.

Neben dem Ehebett hat die Wiege für den jüngsten „Zügel“ ihren Platz. An der Wand prangt der Brautkasten, entweder aus hartem Holz und zierlich eingelegt oder bunt bemalt. Gewöhnlich sind auch die Namen des Ehepaares und das Jahr der Vermählung verzeichnet. In diesem Kasten werden alle Sachen von Werth verwahrt, die Festkleider der Bäuerin, die Rollen der „Hauswirthenen“ das heißt im Hause gesponnenen Leinwand, in den kleinen Schubladen der Silber- und Granatschmuck nebst den Schatzthalern der Kinder. Die andere Wand ziert ein „Schubladenkasten“, auf dem verschiedene Prachtstücke glänzen, z. B. bunte Gläser und Kaffeetassen, die einmal als Hochzeit- oder Taufgeschenk ins Haus gekommen, ein paar blinkende Leuchter zc. und inmitten dieser Herrlichkeiten ein kleiner Glaschrank mit einem wächsernen, mit Blumen und Flitterwerk puppenhaft verzierten Christkind. Ist der Bauer Scheibenschütze, was häufig der Fall, so sind in einem Glaschrank wohl auch noch die glänzenden „Beste“ mit den langen Seidenbändern und den blinkenden Ducaten oder Guldenstückeln zu sehen. Außer diesen Möbeln befinden sich in der Kammer noch ein Tisch und ein paar hölzerne Stühle. An den Wänden hängen Heiligenbilder, über dem Bett ein Kreuz und neben der Thür das Weihbrunnkrügl. Einfacher sieht es in den Schlafkammern der größeren Kinder und der Knechte und Mägde aus. Ein Bett, in dem wenigstens zwei Burschen oder zwei Dirnen zusammen schlafen, ein paar Stühle, eine Kleidertruhe, höchstens noch ein Tisch und ein rohgearbeiteter Kasten, das ist die ganze Einrichtung.

Eine geräumige Kammer des ersten Stockes ist für die Kornkisten bestimmt; in derselben, auf dem „Brothängel“, im Oberinntal auch „Drehnla“ genannt, ein hölzernes, oft auch drehbares Gestell mit Fächern, in denen die Brotläibe liegen. Eine andere kleine Kammer enthält Handwerkszeug: Hobelbank, Schnigbank, Schleiß- und Weßstein, Lade- und Dangelzeug zc. Anderes Hausgeräth hat seinen Platz auf der „Dille“ (Unterdachraum), zu der man mittelst einer Leiterstiege gelangt.

Vom Ausgang des oberen Stockes oder auch schon von der Stiege aus führt eine Thür in die Tenne. Hier ist zuerst der aus starken Tannenpflocken festgefügte Dreschboden. Dahinter, von der Tenne durch den etwa zwei Meter hohen „Barrenschalter“ getrennt, thürmt sich in drei Abtheilungen (Pillen) der Heustock auf, dann das Grummet und das saure oder Galthen. In einem Nebenwinkel stehen allerlei Geräthe, sowie die Windmühle, die Gfotbank, Heu- und Garbgabeln, Dreschflegel, Sensen, Sichelu zc. An passenden Stellen neben den Heustöcken befinden sich die Futterlöcher, durch die das Heu in die Krippen des unmittelbar darunter liegenden Stalls gesteckt wird. Dieser bietet den Raum für das Vieh, also in erster Linie für die Ochsen, Kühe und Kälber; in einer Abtheilung werden im Winter auch die Geißen und Schafe untergebracht. Sind Pferde da, so ist ein Theil des Stalls als Roßstall eingeräumt. Die Schweine haben meist einen eigenen ans

Haus angebauten kleinen Stall. Aus Haus angeschlossen oder in nächster Nähe steht die „Wagenschupfe“.

Hinter dem Hause breitet sich der schattige „Bangert“ (Baumgarten) aus, an den sich dann die Wiesen und Felder anschließen. Vergessen dürfen wir nicht den Frucht- oder Hausgarten, der sich fast bei jedem Gehöfte findet und neben einem duftenden Blumenflor verschiedene Nutzpflanzen enthält.

Volksleben, kirchliche und weltliche Festbräuche und Belustigungen. — In diesen Gehöften nun, mögen dieselben vereinzelt an der Berglehne stehen oder sich im Dorfe befinden, spielt sich das gleichförmig zwischen Arbeit und Vergnügen verlaufende Leben des Gebirgsbewohners ab.

Der Hof eines Bauern umfaßt in der Regel nur eine Familie. Jedoch in jenen Landestheilen Tirols, wo die Güterzerstückelung üblich ist, wie im Oberinntal und Binstgau, kommt es auch vor, daß zwei Brüder mit ihren Familien ein Haus bewohnen. In diesem Falle ist Stube und Küche getheilt, ein trauriger Vorschub für Armuth und Unfrieden. Gewöhnlich aber geht das Besizthum ungeschmälert an Grundstücken auf den Erben über und die „Weichenden“, das sind die Geschwister des Bauers oder der Bäuerin, lassen sich entweder ihren Antheil an Geld herauszahlen oder bleiben im Hause und versehen da das Amt von besser gehaltenen Diensthoten.

Herr im Hause ist der Bauer, der Schaffer, wie er gemeiniglich genannt wird. Ihm zur Seite steht die Bäuerin als ebenbürtige Gefährtin. Geistiges und gemüthliches Band besteht zwischen den Eheleuten nicht immer. Ursache hiervon ist der Beweggrund der Eheschließung, wobei stets der praktische Sinn gegenüber dem Herzen die Oberhand gewinnt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine Heirat aus Liebe gar nicht vorkommt. Je weniger Geldmittel und Besiz bei der Wahl mitzusprechen haben, desto mehr tritt die Neigung in ihre Rechte. Aber auch mancher stolze Großbauer holt sich ein auffallend schönes Mädchen, wie manche reiche Bauerntochter einen armen Schlucker, der ihr gefällt, sich durch Vermittlung anwerben läßt. Doch ist in beiden Fällen, besonders aber im zweiten die Verbindung nicht immer glücklich und das materielle Mißverhältniß kommt bei ehelichen Zwistigkeiten oft genug zum kräftigen Ausdruck. Übrigens wird die eheliche Treue gewissenhaft gehalten; auch schaffen Pflichtgefühl und Gewohnheit nach und nach ein gemüthliches Zusammenleben.

Die Kinder läßt man meist aufwachsen wie das Gras. Man befiehlt und verbietet ihnen nicht viel, daher gibt es auch wenig Ungehorsam und Strafe. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ein schönes ist. Zärtlichkeiten kommen nicht vor, aber ebenjowenig vergißt der Sohn oder die Tochter die schuldige Ehrfurcht gegen die betagten Eltern zu beobachten. Sind die Kinder größer,

so müssen sie, wenn es nicht Söhne oder Töchter eines Großbauern sind, schon tüchtig bei der Arbeit mithelfen. Sonst fällt dies in erster Linie den „Gehalten“, das ist den Dienstboten, Knechten und Dirnen zu.

Die Feld- und Hausarbeit geht durchs ganze Jahr, wenn auch nicht immer in gleich strengem Maße. Am härtesten ist der Korn- und Heuschnitt, besonders in jenen Gegenden, wo Heu und Garben eingetragen werden müssen. Auch die winterliche Herabschaffung des Berghuees und Holzes ist sehr anstrengend. Trotzdem verlieren Knecht und Dirne den guten Humor nicht, wozu nicht zum mindesten die Ergötzlichkeiten beitragen, welche die bäuerliche Arbeit begleiten. So herrscht beim Pflügen folgender Brauch. Wenn nach der Bearbeitung des Ackers die „Hauerinnen“, welche mit ihren „Hauen“ die ausgehobene Erde zerkleinern und ebnen, vor den Rossen nach Hause kommen, so werden letztere zum Spott mit Kuhschellen und der Hausglocke feierlich eingeläutet. Man nennt diese zweifelhafte Ehre „Roßeinläuten“. Ein ähnlicher ergöglicher Vorgang ist beim herbstlichen Pflügen der Fall. Wenn der betreffende Bauer mit der Bearbeitung des Grundes unter Hilfe der Nachbarn bis Abend nicht fertig wird, so daß ein Stück noch unbebaut liegen bleiben muß, so wird ihm der „Bär gemacht“. Einer verkleidet sich mit Lappen als „Bär“ und wird von den Anderen unter dem weithin hallenden Rufe „Bär, Bär, Saubär!“ über die Anhöhen gejagt, mit Erdschollen und Holzprügeln beworfen und endlich „geschossen“, welches Ereigniß er dadurch zu erkennen gibt, daß er über den Rain hinabkollert. Um diesem Spott zu entgehen, suchen die Leute schon nachmittags mit der Arbeit fertig zu werden. Man sieht, daß diese Bräuche einen sehr praktischen Nebenzweck haben, den nämlich, das Gesinde zu möglichster Beschleunigung der Arbeit anzuhalten. In ähnlicher Weise wird beim sommerlichen Heuen dem säumigen Mäher von der hinter ihm folgenden Worperin „der Hund gemacht“ oder „aufgegeigt“, indem sie ihm heimlich den Weßstein aus dem Kumpfe nimmt und damit über ihr Taschenmesser fährt, singend:

Gätt'it du net a so an' guten Weßstoan,
 Kömmt'it du net so fein abmah'n,
 Ich kannst'n lei (gleich) g'halt'n
 Dein Weßstoan, dein' alt'n.

Der Gefoppte mag nun zusehen, daß er wieder zu seinem „Weßer“ kommt, und da die Dirnen alle zusammenhelfen, so entwickelt sich oft eine hitzige Balgerei, zu der die anderen Mäher mit ihren Weßsteinen, die sie schräg über die Sensen streichen lassen, eine ohrenzerreißende Musik machen. Auch das Garbenschnneiden und Dreschen weist derartige komische Zwischen- oder besser gesagt Endacte auf. Wer die letzte Garbe schneidet, hat den „Alten“, wer den letzten Drischelschlag macht, hat den „Hennendreck erschlagen“ und muß sich mit einer Narrenhaube aus Strohwickeln und rothen Bändern auf einen Karren setzen und

unter lautem Spott als „Henneler“ durchs Dorf ziehen lassen. Selbst das poesievolle Getriebe der Brechlerinnen, welche in den duftig blauen Herbsttagen die reizende Staffage der Landschaft ausmachen, haben die schwere Arbeit durch das Aufstellen des „Brechelbusches“ gewürzt, den zu rauben Aufgabe der Dorfburschen ist.

Diese letzteren bilden überhaupt das belebende Element des Dorfes. Sie sind die Veranstalter aller bäuerlichen Belustigungen, die wir später kennen lernen werden, vom tollen Fasching angefangen bis zum Perchtenlaufen am Vorabend des Dreikönigstags. Von ihnen wird auch aller jener Schabernack ausgeheckt, den sie trügigen Dirndeln wie alten Jungfern bei allen nur möglichen Gelegenheiten anthun. Jeder thörichte Vorgang, der sich im Dorf ereignet, jeder schlimme Zufall, jede Unziemlichkeit, die, sei es von Burschen oder Mädchen begangen wird, wird schonungslos gezeißelt und der öffentlichen Rüge und dem Spott der Dorfbewohnerschaft preisgegeben. Wie dem Bauern, dessen Alpenvieh am wenigsten Milch abwarf, die Spottgeige ans Haus gerufen wird, kommt der nächtliche Besuch eines Burschen beim Mädchen durch Aufstreuen von Sägespänen ans Tageslicht. Insofern bilden die Dorfburschen eine Art Sittenpolizei, die sich in manchen Thälern, z. B. Ulten, wo die sogenannten Nachtraupen ihr Unwesen treiben, zu einer förmlichen Behme, ähnlich dem Haberfeldtreiben in Baiern, ausgebildet hat.

Das Hauptmoment im Leben des Dorfburschen bildet natürlich das Verhältniß zum anderen Geschlecht. Wann der erste Flaum ober der Lippe sproßt, spuken ihm die sauberen Dirndeln schon gewaltig im Kopfe herum. Vorderhand zwar, so lange das Herz noch frei ist, erstreckt sich das Interesse auf alle, welche ein paar rothe Wangen und glänzende Augen haben, und macht sich vorzüglich im Necken und Truzen kund, das beim abendlichen Heimgarten, beim sonntäglichen Kirchengang, auf dem Tanzplatz und bei sonstigen ähnlichen Gelegenheiten Stoff genug zum Lachen und Schäkern gibt. Ernster wird die Sache schon beim nächtlichen „Gasslgehen“ und „Fensterlen“. Diese Sitte mit all den dabei vorkommenden Abenteuern, Schwänken, tollen Streichen und den nicht selten folgenden Eifersuchts- und Rache-scenen bildet die Einleitung zum bedeutendsten Abschnitt im Herzensroman jedes Burschen, wie tausend Lieder und Schnaderhüpfeln beweisen. Beim Gasslgehen sind fast immer mehrere Burschen, von denen der beste „Sprecher“ erst das Mädchen durch ein eigenthümliches „Schnaggeln“ mit der Zunge weckt, worauf zwischen beiden der Reimstreit beginnt. Diese „Gasselreime“ sind ähnlich den Hochzeitsprüchen voll derben Humors und werden natürlich nach Gutdünken verkürzt oder verlängert. Mancher Bursche hat ein bewundernswerthes Geschick in dieser Stegreifdichtung und setzt die Scherzreime oft halbe Stunden lang fort, während ihm oben das gefeierte Mädchen und unten seine Kameraden zuhören. Zum Schluß schließt ersteres in Jacke und Kittel und reicht Schnaps und Brot dem Burschen durchs Fenster heraus, der sich nun mit seinen

Gefährten am feurigen Maß gütlich thut. „Fensterlen“ geht in der Regel nur der Bursche allein, der mit einem Mädchen ein erklärtes Verhältniß hat. Es ist das immer ein gefährliches Unternehmen, besonders wenn das Einverständniß bereits ein inniges ist und der Liebhaber zur Geliebten in die Kammer schlüpft. Der bissige Haushund, wie der zornige mit Stock oder Ochsenziemer bewaffnete Bauer bedrohen den nächtlichen Eindringling, wie drollige Volkslieder in drastischer Weise schildern. Dauert ein solches Liebesverhältniß jahrelang fort, so bleibt es fast nie ohne Folgen und das gefallene Mädchen muß dann besonders in jenen Thälern, wo man es mit Zucht und Sitte strenger nimmt, im vollen Sinn des Wortes erfahren, wie „Liebe mit Leide lohnt“. Bitterer gestaltet sich noch die Lage, wenn, wie es häufig der Fall, der Liebhaber des Mädchens überdrüssig wird und sie verläßt. Viele Volkslieder schildern in ergreifender Weise das Weh der Getäuschten. Hält er aber treu zu ihr und gestatten es die Verhältnisse, so macht der Bursch mit der Geliebten richtig und es gibt lustige Hochzeit.

Eine Bauernhochzeit — wir sprechen selbstverständlich nicht von einer sogenannten stillen, sondern von einer echten und rechten, wobei der rothe Wein in Strömen fließt und sich beim Mahl die eschenen Tische biegen — ist nicht nur für das Haus, sondern auch für das ganze Dorf ein wichtiges Ereigniß. Der Bauer liebt es, diesen folgenreichsten Tag seines Lebens mit allem möglichen Glanz zu feiern; selbst der sparsame Oberinntaler bleibt in dieser Beziehung nicht zurück. Im heitern Zillertal beträgt die Zahl der geladenen Gäste oft 300 bis 500. Hier herrscht allerdings die schöne Sitte, daß jeder Geladene sich sein Essen selbst bezahlt und daneben noch bei seinem Erscheinen fünf Zwanziger oder Gulden „weist“, auf welche Art dem zu gründenden Hausstande ein ganz ansehnliches Heiratsgut zufällt.

Sobald nun der Festmorgen heraufdämmt, weckt das Krachen der Böller das Brautpaar und das ganze Dorf. Weiläufig um acht Uhr beginnen die Feierlichkeiten, und zwar gewöhnlich mit der Morgensuppe. Die Sitte schreibt da fast in jedem Thale etwas Anderes vor. Im Unterinntal thun sich die Hochzeitleute im Hause der Braut bei Nudelsuppe und Würsten gütlich, während der Bräutigam beim Wirth seines Heimatdorfes auf den Hochzeitszug wartet. In Paznaun versammeln sich die „Spausa“ und der „Späusling“ (Braut und Bräutigam), erstere mit ihrer G'spanin, letzterer mit seinem G'span, und alle Geladenen in einem bestimmten Hause, von wo aus sie den Auszug halten wollen. Im Pustertal sind bei der Braut die Weiber, beim Bräutigam die Männer zu Gäste. In Gröden und Proveis versammeln sich einerseits die Verwandten der Braut mit dem Brautführer und dem „Vorjüngling“ (Bruder der Braut) im Hause derselben, anderseits die Verwandten des Bräutigams in seinem Hause. Hat man sich nun an der Morgensuppe gelabt und ist die Braut zum Kirchengang bereit, was etwa um 10 Uhr vormittags der

Fall ist, so erscheint mit mehr oder weniger Ceremonien der Brautführer, Brautvater oder eine vom Bräutigam abgesandte Deputation und begehrt von den Eltern der Braut die Hand ihrer Tochter. In Gröden und Palú ist dieses „Brautbegehren“ mit viel Spectakel verbunden, im Pusterthal und Unterinntal macht man weniger Umstände und folgt dem Abgesandten, der in einem langen Keimspruch um die Braut bittet, dieselbe aus, worauf der Zug in die Kirche langsam und in regelrechter Form beginnt.

Die Gruppierung ist fast überall anders. Gewöhnlich aber gehen voran die „Spieleute“, einen lustigen Hopsier spielend, ihnen folgen paarweise die „Hochzeitsbuben“, hierauf der Bräutigam mit dem „Beistand“ an der Seite, dann die beiderseitigen männlichen Verwandten, Väter, Großväter, Brüder, Vettern und der Schullehrer. An sie schließt sich der weibliche Theil des Zuges. Erst kommen die rosigten Kranzjungfern, dann die „Gothel“, die Baseln der Braut, die Brautmutter, endlich sie selbst, geleitet vom Brautführer und gefolgt von der Schar der übrigen Festtheilnehmer. Befindet sich das Brautpaar an einem weiter entfernten Orte, so wird für die Braut ein Wagen genommen. Er ist hochzeitlich verziert, die Pferde haben die Mähnen in Zöpfe geflochten und sind um und um mit bunten Maschen herausstaffirt. Kommt nun der Zug zum Kirchthor, so müssen zuerst die Brautleute die Schwelle überschreiten. Nun erfolgt am „G'lander“ (Communiongitter) die Einsegnung des Paares, die Ringe werden gewechselt und laute Pöller unweit des Gotteshauses verkünden den feierlichen Augenblick. Bei dem nun folgenden Amt wird nach dem Kyrie um den Altar herum „zum Opfer“ gegangen; nach der Wandlung bringt der Mesner in einem Kelch geweihten Wein, den sogenannten St. Johanniswein, und gibt ihn zuerst dem Brautpaar, dann den Zeugen, dem Brautführer und den übrigen Anwesenden zum Trinken.

Ist die kirchliche Feier vorüber, so geht man in derselben Ordnung ins Wirthshaus zum Hochzeitsmahl. Oft ergeben sich noch Hindernisse durch das „Brautaufheben“ oder „Brautauffangen“, indem ähnlich wie bei der Überführung des „Wazum“ oder Heiratsgutes der Weg durch eine Stange oder ein Seil gesperrt wird. Ein gutes Trinkgeld hebt den Zoll auf. Beim Wirthshaus angelangt, werden die Brautleute und Gäste von Wirth und Wirthin mit Glückwünschen empfangen und hinauf in den „Saal“, wo längst Alles zum Empfang bereitet ist, geführt. Da stehen die langen sauber gedeckten Tische, auf denen zwischen riesigen „Buschen“ die rothen Weinflaschen funkeln. Die Brautleute, der Geistliche und die nächsten Verwandten nehmen am „Brauttisch“ Platz, das ledige Volk hat einen eigenen Tisch, ebenso die Männer und Weiber. Nun wird aufgetragen. Nudelsuppe, Kraut und Fleisch, frisches und geräuchertes, Knödel (Klöße), „schweinerneß Bratl“ mit Salat, „Eingemachtes in der sauern Brüh“, Küchel, Nudel, Krapfen erscheinen in verschiedener Reihenfolge in riesigen Schichten, denn der Wirth setzt seinen Stolz darein,

seinen Gästen mit Vielem und Gutem aufzuwarten. Was an Fleisch und Mehlspeisen nicht gegessen wird, kommt als „Bescheidessen“ auf einem Extrateller für jeden Einzelnen auf die Seite, der es dann mit sich nach Hause nimmt. Wenn die eigentliche Nationalspeise, Knödel mit Sauerkraut, aufgetragen wird, so erdröhnen draußen die Pöller und geben das Zeichen zu einem inhaltschweren Moment. Die Brautmutter „gluft“ nämlich der Braut das Kranzel ab und heftet es dem Bräutigam, der ebenfalls seinen Armkranz wegnimmt, auf den Hut.

Nach dem Hochzeitsmahl beginnt der Tanz. Die Musikanten setzen ihre Instrumente an und bald erklingt ein verlockender „Ländler“ durch den Raum. Den ersten Tanz machen nach altem Brauch Braut und Bräutigam. Dreimal drehen sie sich im Kreise, jedesmal von einem kräftigen „Tusch“ begleitet. Nun folgen die anderen Paare und gleich einem entfesselten Strome bricht nun die volle Jugendlust durch. Während das Tanzgewühl am ärgsten ist, schleichen sich einige Burschen zur Braut und entführen sie so schnell als möglich in ein anderes Wirthshaus, wo sie auf Kosten des Brautführers, der auf die Braut zu wenig achtgegeben hat, zechen. Das ist das sogenannte „Brautstehlen“. Bald aber merkt jener den ihm gespielten Pöffen, macht sich auf und bringt die Entführte unter Sauchzen wieder ins alte Gasthaus zurück, wo nun das Tanzen, Schmausen und Trinken mit erneuerter Kraft fortgesetzt wird. Wenn das Fest sich allmählig dem Ende zuneigt, erhächt der Hochzeitslader einen passenden Moment, erhebt sich und spricht den „Hochzeitstdank“: „Das Hochzeitfest ist nun zu End' gebracht, die Uhr zeigt wirklich schon die Stund' der Nacht, darum mein Bräutigam muß ich auf dieser Seiten bei deiner liebsten Braut dir einen Sitz bereiten u. s. f.“ Die weiteren Verse enthalten weise Lehren, sowie Glück- und Segenswünsche und schließen mit dem Trinkspruch: „Vivat sollen leben die Brautleute, vivat sollen leben die Zeugen, dann die Brautmutter, die Kranzeljungfern, die Junggesellen zc.“ Draußen krachen wieder die Pöller, je öfter es knallt und pufft, desto besser ist es. Nun geht es an ein nicht enden wollendes Anstoßen und Gratuliren. Die Frau Wirthin aber bringt der Braut ein süßes Backwerk, auf dem oben eine zierliche Wiege aus Lebkuchen mit einem Kindelein drin prangt. Zu noch größerem Spaße erscheinen noch drei Masken, die eine Kindsplanne, einen Musbesen und eine Klapper tragen und die bedeutungsvollen Sinnbilder der erröthenden Braut übergeben. Sie muß dafür mit allen dreien einen Tanz machen.

Unterdessen ist es Abend geworden oder schon dunkle Nacht und der Bräutigam scheidet sich zum Heimgehen an. Meistens wird er von allen Gästen unter Borantritt der Spielleute begleitet, die jedoch meist wieder ins Wirthshaus zurückkehren und hier den Rehraus tanzen. Ist die Heimat der Neuvermählten weiter entfernt, so fahren sie unter Musik, Sauchzen und Schnalzen davon. An manchen Orten geht es nach dem officiellen



Palmfestumgang in Taur.

Schluß des Hochzeitsfestes noch sehr laut her. So gehen im Unterinntal die „Werttagburschen“, das sind jene, die nicht eingeladen wurden, um acht Uhr Abends „nachzaggeln“; ähnlich ist es in Deferegen.

Betreffen nun Festlichkeiten, wie Hochzeit, Tauffeierlichkeit und ähnliche, mehr die Familie, so ist andererseits der Verlauf des bäuerlichen Lebens von einer Reihe kirchlicher und weltlicher Feste und Belustigungen durchwebt, an denen sich die ganze Dorfbewohnerschaft, in erster Linie natürlich die junge, beteiligt.

Besehen wir zuerst die kirchlichen.

Hier ist vor Allem der Palmenweihe zu gedenken, welche am Palmsonntag, also am Beginn der ersten Charwoche stattfindet. Darauf freut sich vorzüglich die männliche Jugend, denn was den Mädchen das Kranzaufsetzen am Frohnleichnamstag, das ist den Buben das Palmtragen. Der „Palm“ ist eine riesige, schwanke, buntbemalte Stange welche am oberen Ende mit Buzzweigen umwunden ist. Am abwärts gebogenen Wipfel bilden Weidenruthen nebst den Zweigen des Sevenbaums und der Stechpalme einen Büschel. Vom Grün bekommt man indeß wenig zu sehen, denn Goldflitter und bunte Seidenbänder bedecken es vom Gipfel bis zur Mitte; auch kleine Brezeln, eigens für diesen Zweck gebacken, baumeln zwischen dem flatternden Schmuck. Vom kleinsten Knirps in den ersten Höslein angefangen, der vom „Göth“ geführt in die Kirche trippelt, bis zum hochaufgeschossenen Burschen trägt jeder stolz seinen Palm zur Weihe. Das ist ein

Gewühl der gaffenden und flüsternden Jugend, ein Streit und Wettstreit, wer den höchsten und schönsten Palm habe, also „Palmrobler“ sei. Die kirchliche Function beginnt, den Einzug in Jerusalem darstellend. Wie ein wandelnder Wald wogt die rauschende und schwankende Palmprozession durch und um die Kirche. An vielen Orten wurde dabei in früherer Zeit auf einem ziehbaren Wagengestell ein Christusbild, auf einem geschnittenen Esel sitzend, in blauem Mantel und mit dem Ölweig in der Hand, herumgeführt. Jetzt ist diese Sitte wegen des Unfugs, den man mit dem „Palmesel“ trieb, allseits abgekomen. Nur im unterinntalischen Dorfe Taur bei Hall ist die Sitte noch üblich, wo man vom genannten Orte zum Taurer Schloß hinaufzieht, von dort zum Dorfe Rum absteigt und dann wieder nach Taur zurückkehrt. Bei dieser Palmprozession, welche mittags ihren Anfang nimmt, wird Christus auf dem Esel sitzend in braunrothem wirklichem Rock und hochrothem Mantel, in der Linken den Palmzweig, die Rechte segnend erhoben, von 25 bis 30 Paaren festlich gekleideter Kinder und begleitet von der frommen Volksmenge, die palmtragend, betend und singend mitzieht, den genannten Rundgang herumgeführt. Dieser bunte Zug der Palmträger und Väter, der die frischgrünen Hügel hinanwallt, während ringsum das erneute Leben aus tausend und tausend Knospen bricht, hat etwas ungemein Erhebendes und Poetisches.

Überhaupt ist die Charwoche mit ihrer Vorführung der heiligen Geheimnisse reich an frommen Gebräuchen. So zogen früher am Montag, Dienstag und Mittwoch die Männer des Dorfes Zirl verumt ein großes und schweres Kreuz auf den Kalvarienberg. Am Gründonnerstag geht man im Unterinntal, Eisack- und Etschthal in den Obstanger „Baumbeten“ zur Erinnerung an das Angstgebet Christi im Ölgarten. Große Sorgfalt wendet man in ganz Tirol dem Aufrichten des „heiligen Grabes“ zu, das in der verdunkelten Kirche in Form einer Grotte dargestellt wird, umgeben von einem Garten duftender Blumen, flimmernder Lichter und funkelnder „Grabfugeln“, an deren leuchtenden Farben sich die Kinder nicht satt sehen können. Am Charstamstagmorgen, an dem die kirchliche Function der Feuerweihe vorgenommen wird, herrscht fast allerorts ein merkwürdiger Brauch. Auf dem Friedhose wird nämlich zumeist aus den alten Grabkreuzen ein Scheiterhaufen errichtet. Kaum hat nun der Priester über den aus „neuem Feuer“ entzündeten Holzstoß die üblichen Segnungen gesprochen und den Rücken gekehrt, so stürzt sich die andächtig herumstehende Menge, voraus die Burschen, über den glühenden Holzhaufen und raubt die halbverbrannten Scheiter. Diese werden im Triumph nach Hause getragen und an ihnen das Herdfeuer neu entfacht. Man nennt diese Sitte das „Holzrauben“. Mit diesen Kohlen werden auch Äcker „gepalmt“; ebenso werden sie bei heraufziehendem Hochwetter in die Herdflamme geworfen. Abends findet dann die „Auferstehung“ statt, die gleichfalls, besonders im Inn- und Eisackthal, mit allem Pomp gefeiert wird.



Einsegnung der Alpe.

In ähnlicher dramatisch lebendiger Darstellung geht auch die Himmelfahrt Christi vor sich. Nach der Einsegnung des Priesters steigt der Erlöser von Engeln umgeben unter Orgel- und Glockenschall zur Höhe, während ihm von oben herabschwebende Engel mit brennenden Kerzen entgegenkommen. In früherer Zeit wurden in der Meraner Gegend, nachdem Christus in der Öffnung an der Decke verschwunden war, aus derselben Kastanien, Nüsse, Äpfel, Oblaten und brennendes Berg herabgeworfen, welche geweihte Sachen besonders von den Kindern mit Eifer erhascht und als wunderkräftig lange Zeit aufbewahrt wurden.

Das lieblichste der kirchlichen Sommerfeste ist jedoch das Frohnleichnamsfest auf dem Lande, besonders wenn sich ein blauer Himmel wie ein Riesenalbachtin über Thal und Höhen spannt. Der lange Zug der Beter mit den bunten wehenden Fahnen und bekränzten Heiligenbildern, die von Jungfrauen getragen werden, die malerischen Schützen-trachten, die weißgekleideten Kinder, die das Sanctissimum begleiten, die ernstesten Männer und Weiber, die den Zug schließen, diese ganze Staffage hineingestellt in die grünen

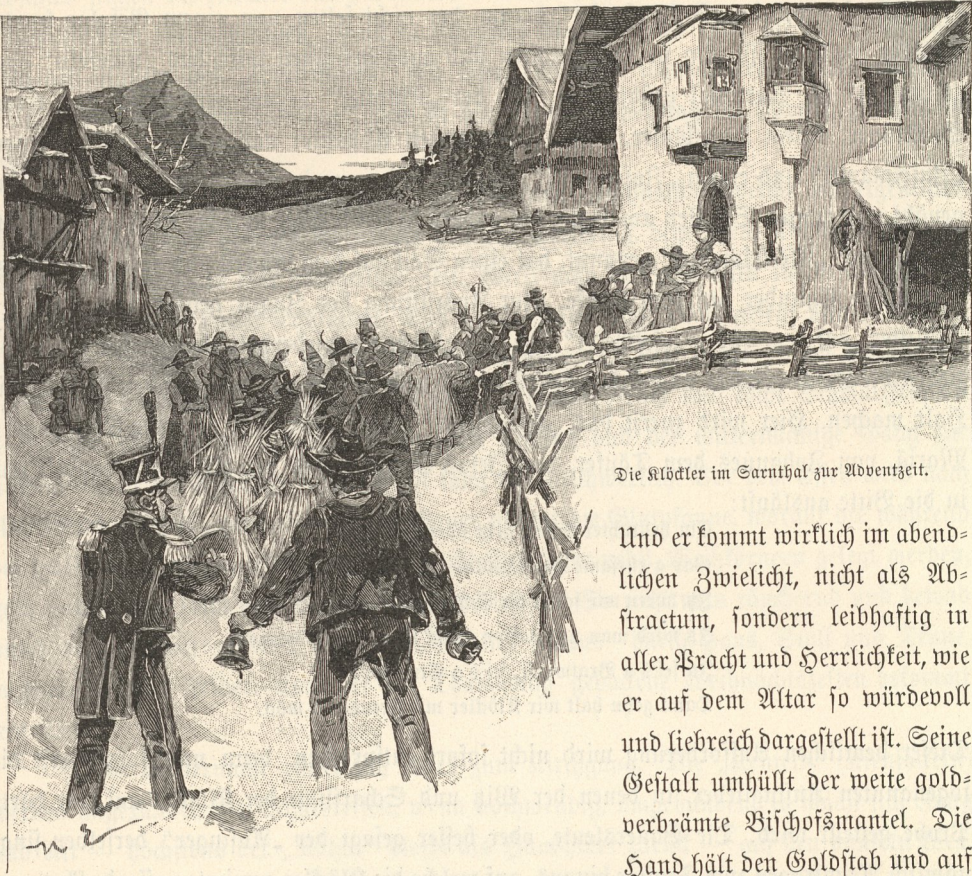
Wiesen und reifenden Kornfelder und darüber der tiefblaue Sommerhimmel, in dem die Lerchen trillern, bis sie das Krachen der Pöller und Knallen der Gewehrsalven verschleucht, — Alles das gewährt ein Bild so voll Andacht und Poesie, daß die prunkhafte Feier in den Städten dagegen verschwinden muß. Im Dorfe Tirol bei Meran wird der heilige Urban, der Beschützer der Weinberge, auf einem Thronessell sitzend, in päpstlichem Ornat und mit Trauben- und Rebengewinde umgeben, in feierlicher Procession zum Segenbühel hinaufgetragen, was, vom Thal aus gesehen, einen wirkungsvollen Eindruck macht.

Auch die stille Feier der Kräuterweihe am Maria Himmelfahrtstag (15. August), wobei die während der vom Volke hochverehrten Zeit der „Dreißigen“ (15. August bis 8. September) gepflückten sogenannten Dreißigenkräuter, als da sind: Himmelbrand, Wermuth, Wohlgemuth, Tausendguldenkraut und vor Allem Karbendel, vom Priester geweiht werden, gehört zu den Sommerfestlichkeiten des Gebirgsvolkes.

Hier ist auch noch einer kleinen christlichen Feier zu gedenken, die hoch oben auf den Alpen vor sich geht, nämlich der Einsegnung der Alpe durch einen Priester der Gemeinde. Es geschieht dies nicht nur, um Hütte und Vieh vor dem Spuk und Einfluß böser Wetterhexen und schadenfroher Kobolde zu bewahren, sondern auch, um für den Ertrag des Alpennutzens den Segen des Himmels zu erflehen. Es geht daher bald nach dem „Auftrieb“ der Pfarrer oder der Hilfspriester, begleitet vom Mesner, hinauf zur Alm, wo ihn schon der Senner oder die Sennerin im Festtagkleid erwartet. Dort nimmt er ein Frühstück. Unterdessen treibt der Senner das Vieh in den Hag, ein anderer zündet die Kerzen an und die Einsegnung geht vor sich. Sie besteht in dem Lesen von diesbezüglichen Gebeten und darauffolgender Besprengung und Einsegnung der Hütten, sowie der Geräthschaften, des Personals und des Viehs, das klingelnd und brüllend die Gruppe umsteht. Auf größeren Alpen, bei denen sich häufig ein kleines Kirchlein oder eine Kapelle befindet, wird das Gebet in dieser vorgenommen.

Den größten Reichthum von sinnigen Gebräuchen weist die heilige Weihnachtszeit auf. Den Beginn macht der Advent mit dem kindererfreuenden Nikolausfeste. Weihnachten als Beschenkungsstag kennt man, wenigstens auf dem Lande, nicht. Die Stelle des Christkindes und des freundlichen lichterstrahlenden Weihnachtsbaums vertritt der Nikolaus, der „goldene Mann“, den das fromme Gemüth der Alpler mit allem poetischen und unpoetischen Zauber ausgeschmückt hat. Deshalb beten die Kinder, wenn es gegen diese Zeit geht, vor dem Schlafengehen:

Heiliger Nikolaus, du goldener Mann,
Bring uns allerhand Sachen zusammen,
Allerhand „Gutthaten“, kräftige Sachen,
Mußt uns heute die Schüssel voll machen.



Die Klöfeler im Sarntal zur Adventzeit.

Und er kommt wirklich im abendlichen Zwielficht, nicht als Abstractum, sondern leibhaftig in aller Pracht und Herrlichkeit, wie er auf dem Altar so würdevoll und liebevoll dargestellt ist. Seine Gestalt umhüllt der weite goldverbräunte Bischofsmantel. Die Hand hält den Goldstab und auf

der langlockigen Flachsperrücke sitzt die strahlende Inful. So zieht er von Stube zu Stube, von Haus zu Haus, legt den Kindern Fragen aus dem Katechismus vor und beschenkt die Fleißigen mit Obst und Nüssen und anderen „Gutthaten“. Den Unwissenden aber droht er mit dem „Klaubauf“, der in grimmigster Ausstaffierung hinter ihm steht. Zottiges Pelzwerk umhüllt ihn von oben bis unten. Auf dem Kopfe sitzen mächtige Vockshörner, aus der rußgeschwärzten Larve funkeln feurige Glogaugen, aus dem Maule hängt eine schuhlange feurige Zunge. In den Klauen trägt er eine große Ruthe und über dem Rücken hängt der gefürchtete Sack, dessen schauerliche Bestimmung er von Zeit zu Zeit durch unzweideutige Geberden kundgibt. An Orten, wo der heilige Nikolaus in Person nicht erscheint, stellen die Kinder nachts eine Schüssel vors Fenster, die sie dann am Morgen mit Gaben gefüllt antreffen.

Zu den Adventgebräuchen muß auch im Hinblick auf den gewiß ursprünglich religiösen Charakter die Begehung der „Klöpfelsnächte“ gerechnet werden. So nennt man nämlich die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten. Um diese Zeit zieht im Unterinntal

der gabensammelnde „Anklöpfelesel“ herum, der nicht selten von einem Gefolge bunter Masken begleitet ist. Am ursprünglichsten und ausführlichsten wird das „Klöckeln“ oder „Klöpfeln“ im Sarntal geübt. Der Zug der „Klöpfler“ besteht gewöhnlich aus einem Sackträger, einem Hornbläser, einem sogenannten Abdanker und zwei „Zufeln“, einem „Zufelmannl“ und einem „Zufelweibl“. Letztere sind ganz in enganliegendes Stroh eingnäht und tragen Schellen am Hals, die andern haben farbige schlichte Kleider, der Sackträger, auch „Klöckelmannl“ genannt, hat einen Sack auf dem Rücken und eine Zipfelmütze oder einen Cylinder auf dem Kopfe. Zur Ausrüstung des Zuges gehört auch noch ein Schlitten, auf dem das „Zufelweibl“ sitzt und absichtlich wiederholt abgeworfen wird. So ziehen die Klöckler unter unaufhörlichem Schellen und Getute vor den nächsten Hof, wo sie Halt machen. Hier wird zuerst das „Klöckellied“ angestimmt, das von der Empfängniß Mariä, von Johannes dem Täufer, von Jesus Christus und den Vätern handelt und in die Bitte ausläuft:

Ein helllichter Stern geht über das Haus,
 Gar a ehrfame Hausmutter geht ein und aus;
 Ich hören wir schon die Schlüssel erklingen,
 Ich wird man uns bald a Stück Bratawurst bringen,
 Ja sei's a Bratawurst, sei's a Stück Spöck,
 Dann gehn halt wir Klöckler mit Freuden a wöck.

Dieser deutlichen Aufforderung wird nicht sofort entsprochen, denn nun folgen erst die sogenannten Ansinglieder, in denen der Witz und Scharfsinn der Klöckler auf eine harte Probe gestellt wird. Die Bauersleute, oder besser gesagt der „Ansinger“ derselben singt nämlich Reimfragen zum Fenster hinaus, auf welche die Klöckler gereimte passende Antwort geben müssen, z. B.:

Von innen:

Wenn ös (ihr) so witzige Klöckler wöllt sein,
 Müßt ös wissen, wie a Deck' mit neun Ecker sollt' sein?

Klöckler:

Drei unten, drei oben und drei daneben,
 Dann werd's wol a Deck' mit neun Ecker a' geben u. f. f.

Haben die Antworten befriedigt, dann ruft sie der Bauer mit dem Vers:

Die Wurst liegt auf'n Tisch zu 'nem Kranz,
 Geht's nur auer (heraus) und macht's der Dirn an' Tanz.

Nun begeben sich dieselben mit den Zufeln und den Musikanten in die Stube. Da herrscht nun die eigenthümliche Sitte, daß einer der spinnenden Dirnen das Spinnrad — gewöhnlich hat man schon ein altes zu dem Zweck vorbereitet — zertreten wird. Als Entschuldigung tanzt dann das Klöcklermannl mit ihr. Nun folgen noch Tänze, ein fingirter Streit zwischen den beiden Zufeln und ähnliche derb poffenhafte Scenen. Zum

Abschied singen die Klöckler das „Danklied“. Dann heißt sie der Bauer noch tüchtig auf seinen Feldern herumspringen, damit es ein gutes nächstes Jahr gebe, die Hausfrau aber füllt den Ranzen des „Sackträgers“ mit Speck und den sogenannten Klöcklerwürsteln, welche dann am „Losenpfinstag“, das ist der letzte Donnerstag im Advent, gemeinsam verzehrt werden.

An die Klöpfelnächte schließen sich die drei Rauchnächte, welche die eigentliche Weihnachtszeit, vom heiligen Abend bis heiligen Dreikönig, begrenzen. Der heilige Abend gilt in ganz Tirol als eine hochheilige Zeit. Wirft man da einen Blick in ein Gehöfte, so trifft man Alles in voller Thätigkeit. Das ganze Haus muß blank gefegt und gesäubert, das letzte „Wizele“ Flachs am Rocken rein abgesponnen sein, sonst „nistet die Berchtl darin“. In der Küche steht die Bäuerin am prasselnden Feuer und kocht Schmalzkrapsen in riesiger Menge, denn tagsüber hat man gefastet und der mitternächtige Gang zur Christmette in der eiskalten Nacht ist oft lang und beschwerlich. Vor dem Essen wird nach alter Gepflogenheit „geräuchert“. Der Bauer nimmt die Glutpfanne, worauf die während der heiligen „Dreißigenzeit“ gesammelten Weihkräuter nebst Weihkörnern gelegt werden, geht voran, ihm folgt das Gesinde mit den Kindern. So zieht man räuchernd und betend unter dem Spruch: „Glück ins Haus, Unglück hinaus“ durch Haus, Stall und Tenne, ja sogar auf die Felder. Auch der am Thomastag gebackene Weihnachtszelten bekommt sein Theil.

Gegen Mitternacht rüstet sich Alles zum Kirchgang. Die „Kenteln“ (Kienfackeln) werden angezündet, die Schneereifen, wenn nothwendig, umgebunden, so macht sich Jung und Alt — höchstens der „Nähnl“ bleibt als Haushüter zurück — auf den dunkeln Weg. Dieser nächtliche Kirchgang hat etwas ungemein Poetisches. Von nah und fern, einzeln und in Gruppen, eilt Alles bei Fackelschein zum Gotteshaus. Von beiden Thallehnen, oft von den höchsten Bergen, wo noch Einzelhöfe stehen, sieht man die Lichter sich dem Thal zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jeden Laut, jedes Geräusch. Die rauhen Stimmen der Männer, die hellen der Kinder, daneben das Geschwätz und Richern der Weiber kann man genau unterscheiden. Hier und da hallt ein ferner langgedehnter Zueher eines Burschen, dem sein Mädchel mehr im Kopfe liegt als die Mette, durchs Thal, bis endlich Fackel um Fackel erlischt und nurmehr die hellerleuchteten Bogenfenster durch die Nacht schimmern. Die nächtliche Feier besteht in der Mette, an die sich die gefungene Messe, das sogenannte Hirtenamt anschließt. Hierbei wird, wenigstens in Nordtirol, nach der Wandlung ein „Hirtenlied“ gesungen. Nach der Mette trachtet Alles so rasch als möglich nach Hause zu kommen, wo an manchen Orten die müden Kirchgänger Würste und weißer Wein, sowie die Reste der schmalzigen „Blattelküchel“ erwarten.

Der Weihnachtstag selbst ist ein stiller Tag. Kein Wagen fährt und die Wirthshäuser stehen leer. Dafür ist er im Hause einer der Hauptfesttage des Jahres. Den Kindern bringt Weihnachten eine längsterwartete Bescherung, nämlich die „Krippe“. Sie wird meist schon am Weihnachtsabend „aufgemacht“ und besteht aus einem stufenweise sich erhebenden mit beschnitzten Hahnen überkleideten Gerüste, auf dem in anachronistischer Zusammenstellung Hirten mit ihrer Herde, Kaiserjäger, Einsiedler, dann vor Allem die Stadt Bethlehems gruppirt sind. Unten im Vordergrund erblickt man den Stall mit dem Jesuskindlein. Daneben findet in der Kirche das „Kindelwiegen“ statt, wobei das Bild des neugeborenen Heilandes in einer Wiege unter Gesang von den Kindern gewiegt und dem Volke zum Küssen gegeben wird.

Je stiller der Weihnachtstag verrinnt, desto lauter geht es am folgenden Stephanstage zu. In der Kirche findet früh die Salz- und Wasserweihe statt. Die Leute bringen das Wasser in großen „Brenten“, Flaschen und Fläschchen zum Gotteshaus. Für das Salz, das man in blanken schöngemodelten Zinngeschirren herbeiträgt, ist im Presbyterium ein eigener Tisch hergerichtet. Nach der Predigt weicht der Priester mit dem Sprengwedel beides. Am Stephanstag fanden früher im Unterinntal auch Pferderennen statt, jetzt hat sich von Bräuchen nur mehr das an diesem Tage übliche „Zeltenanschnneiden“ erhalten, das besonders für den Liebhaber eines Mädchens von hoher Bedeutung ist. Die Festlichkeiten, welche sich an den Neujahrstag und Dreikönigstag als die zweite und dritte Rachnacht anschließen, tragen mit Ausnahme des „Sternsingens“, von dem später die Rede sein wird, mehr weltlichen als kirchlichen Charakter. Denn das wilde Berchtenlaufen, das am Vorabend des letzteren Festes in den östlichen Theilen Tirols noch im Schwung ist und im tollen Herumrennen verummter und peitschenknallender Burschen besteht, kann bereits als Vorspiel zu den bäuerlichen Faschingsmaskeraden gelten, womit wir den Reigen der weltlichen Belustigungen des Aplers beginnen.

Es ist deren eine so bedeutende Menge, daß wir uns mit der Aufzählung der wichtigsten begnügen müssen. Zum Theil sind es heitere Frühlingsgebräuche, welche wie das Langes-(Lenz-)wecken und Grasausläuten als Reste uralter Frühlingsfeier angesehen werden müssen und, wie schon der Name sagt, durch ernstkomische Umzüge und Schellenklingen die Erweckung der erstorbenen Natur zu neuem Leben darstellen sollen. Dahin gehört auch das „Todaustreiben“, das sich nur mehr als Kinderspiel erhalten hat, sowie der Gregori-Umgang und das im Wipptal geübte Wildemannspiel. Auch von den Faschingsbräuchen gehören einige dahin, so die Vorführung des „Egarthausels“ im Eischtal, das Haarlangreiten im Sarntal, der Haar-(Flachs-)tanz im Wipptal. Alle diese letztgenannten sind einstmalige nunmehr zum Mummenschanz degradirte religiöse Gebräuche unserer heidnischen Voreltern. Ja selbst der auch außer Tirol wohlbekanntes Faschings-

brauch des „Bloch-“ oder „Blockziehens“ ist seinem Kern nach höchstwahrscheinlich nur ein der altgermanischen Ehegöttin Iſa gewidmeter Umzug. Dieses Faſtnachtsſpiel wird auch gewöhnlich nur dann aufgeführt, wenn während des Faſchings im Dorfe Niemand geheiratet hat. Es beſteht in dem Herumziehen eines entäſteten, mit Blumen, Kränzen und Bändern geſchmückten Baumſtamms. Auf dem „Block“, der auf einem Schlitten ruht, läuft, hin und her balancierend, unter allerlei wunderlichen Grimaffen ein als Schalksnarr verkleideter Burſche, der den Begegnenden Spitzreime zuruft und in derben Knittel-



Das Schellenschlagen in Matrei zur Faſchingszeit.

verſen das Thun und Treiben der Dorfbewohner, beſonders der Mädchen, beſpöttelt. Um den Schlitten aber tummelt ſich ein buntes Gewühl von Masken, als Türken, Sterngucker, ein Barbier, Dörcher, Zigeuner und derlei Schabernack treibendes Volk.

Ein ähnlicher Faſchingsbrauch iſt das „Grättziehen“ im Binnſtgau, der Schrecken aller alten Jungfern, deren freiwillige oder unfreiwillige Cheloſigkeit ſchonungslos verhöhnt wird. Der Aufzug iſt wirkungsvoll genug. Umringt von einem Gefolge verummter Burſchen und abenteuerlich gekleideter Masken kommt der „Graten“ (Karren, italieniſch *caretta*) angefahren, der beſtimmt iſt, die alten Jungfern auf das Sterzingermoos zu führen, damit ſie ſich dort mit Ameiſenringeln, Leinſamenaufftößeln zc. die Zeit

vertreiben. An der Spitze des Zuges paradirt hoch zu Roß der Hauptmann. Auf dem Dorfplatz angelangt, verliest er mit lauter Stimme die Namen jener alten Jungfern, die „aufgeladen“ werden sollen. Sofort stürmen die „Aufleger“ in die Häuser, wo die betreffenden alten Jungfern wohnen, zerren sie — natürlich nur verkleidete Burschen — unter endlosem Gelächter der Zuschauer hinter der Hausthür hervor und laden sie trotz ihres Widerstrebens auf den Wagen. Ist die „Fuhr“ voll, so geht es in die Dorfschenke, wo unter Abfingung des bekannten „Sterzingermoosliedes“, das die Fahrt dieser alten Jungfern in höchst drastischer Weise behandelt, der Schwank seinen Abschluß findet. Beliebte Faschingsgebräuche sind auch das „Faschingerreiten“ im Zillertal, wobei verummte Burschen beritten das Dorf umziehen und auf dem Dorfplatz den gefürchteten „Faschingsbrief“ verlesen, sowie das „Schleicherlaufen“ im Oberinntal, welches unter anderm auch Szenen aus dem Leben des Äplers zur Darstellung bringt.

Zu den originellsten Faschingsbräuchen zählt jedenfalls das sogenannte Schellen- oder Schemenschlagen, ein Vorgang, der mehr den Charakter einer religiösen Fastenzeremonie als den eines Faschingsscherzes trägt. Der Brauch wird fast im ganzen Innthal, auf den Dörfern des Mittelgebirges von Innsbruck, sowie im Wipptal von den Dorfburschen geübt. Die „Schemen-“ oder „Schellenschlager“ tragen saubere weiße Hemden, kurze schwarze Lederhosen und blühweiße Strümpfe, dazu leichte Bundschuhe. Soppen tragen sie nicht, statt dieser sind schöne buntfarbige Seidentücher kreuzweise über die Achseln gelegt und beiderseits an den Hüften befestigt. Die Hüte sind mit Bändern und Federbüscheln geziert, welche — so will es die Sitte — die Mädchen den Burschen schenken. Das Gesicht verhüllt ein Tuch oder eine künstliche Holzmaske. Am die Mitte schlingt sich ein Gurt, an dem rückwärts eine große Schelle befestigt ist, welche bei jeder Vorwärtsbewegung der „Spieler“ anschlägt. Die linke Hand ist in die Seite gestemmt, in der Rechten tragen die Burschen theils Stöcke, theils grüne Fichtenzweige. Gewöhnlich sind zwölf bis fünfzehn solche „Schellenschläger“ nebst einem „Hauptmann“. Das Gehen derselben besteht in einem eigenthümlichen, in langsamem Takt sich fortbewegenden Gopsen, ähnlich dem pathetischen Schritt bei theatralischen Krönungszügen. Hierbei wiegen die Burschen den Körper abwechselnd nach links und rechts, indem sie zugleich mit ihren Stöcken nach dem Takt des „Hauptmannes“ nach der betreffenden Seite schwenken. Bei jedem Schritt ertönen einstimmig die Schellen, was von fern wie ein dumpfes regelmäßiges Getöse sich anhört. So ziehen die „Schellenschlager“ ernst und feierlich durch die Dorfgassen, begleitet vom hellen Jubel der Kindercharen und dem beifälligen Kopfnicken der Erwachsenen. Ersterer gilt übrigens meist mehr der faschingsmäßigen Begleitung des ernstesten Zuges. Hierzu gehören vor Allem zwei oder drei mit riesigen Peitschen versehene Masken, welche unter ohrenbetäubendem Geknalle den Zug umschwirren. Auch das sogenannte Fasserrößl, ein

Mann, der ein hölzernes Kößlein heruntummelt, beziehungsweise dasselbe trägt, und Stelzengeher in weißen Hemden und weißen Hosen gehören besonders im Wippthal zur Begleitung des Zuges. Dasselbst (Matrei), wo überhaupt das Schellenschlagen unter großer Betheiligung vorgeführt wird, sind die Theilnehmer um einen in „Baumbart“ gehüllten Bären gruppirt, der sich mit zwei Treibern und einem Trompeter in ihrer Mitte befindet und mit ihnen marschirt. Auch ein „Wurzengraber“, eine, wie wir oben sahen, bei Faschingschwänken beliebte Figur, zieht daselbst mit. Er trägt seinen Rückkorb umgestürzt als Glocke mit einem Riesenschwengel; auf dem Kopfe paradirt ein eingedrückter alter Cylinder. Der Zug der Schellenschlager macht schließlich im Wirthshause Halt, wo die Ausübenden bewirthet werden. Man schreibt nämlich diesem Faschingsbrauch das Gedeihen des Flachses zu. Das Schellenschlagen wird jedes dritte oder vierte Jahr vorgenommen.

Der Sommer hat, wenn man nicht den festlichen Auftrieb des Viehs zur Alpe am Weistag zu den Belustigungen rechnen will, nur die feierliche Begehung des Sonnwendtages aufzuweisen. Da flammen am Vorabend des Johannistages (24. Juni) bei einbrechender Dunkelheit hunderte von Freudenfeuern auf allen Höhen und unter dem Zauchzen der Dorfburschen fliegen die feurigen „Sonnwendscheiben“ durch die Luft. Es sind aus trockenem Erlen- oder Buchenholz geschnittene Scheibchen von 5 bis 6 Centimeter Durchmesser, welche im Feuer glühend gemacht und mittelst eines Stockes in hohem Bogen vom Hügel ins Thal geschleudert werden. Dabei singt der Bursche:

Scheib aus, Scheib ein,
 Wem soll die Scheibe sein?
 Die Scheib' fliegt wohl über den Rain,
 Die Scheib' soll der N. N. sein.

Dabei wird der Name des Mädchens genannt, dem die Scheibe gilt. Bei heiterem Himmel gewährt dieses nächtliche Sonnwendfeuer einen herrlichen Anblick.

Ein Fest, auf das sich Alt und Jung freut, ist endlich der lustige „Kirchtag“. Er ist gewissermaßen der abschließende feierliche Ruhetag nach der mühevollen Arbeitswoche des Sommers und Herbstes, dessen Fruchtsegen nun wohlgeborgen in Stadel und Scheune liegt. Den Mittelpunkt bildet natürlich der abendliche Tanz, der die muntere Jugend und das ernste Alter in der Dorfschenke vereint. Bald ertönen auch die lustigen Klänge von der Spielbank her und nun wogt und dreht sich Alles durcheinander. Hier tanzt man nicht fein sittiglich wie im Salon, sondern jeder überläßt sich ungenirt dem Ausbruch seiner Fröhlichkeit. Da wird „schuhplattelt“ und „getröstert“ und kopfüber aufgesprungen, daß die Fußsohlen die Stubendecke berühren, ja mancher gelenkige Tänzer springt sogar laut aufjauchzend über sein Mädchen hinweg, welches unterdessen allein forttanzt. Dann eilen sie

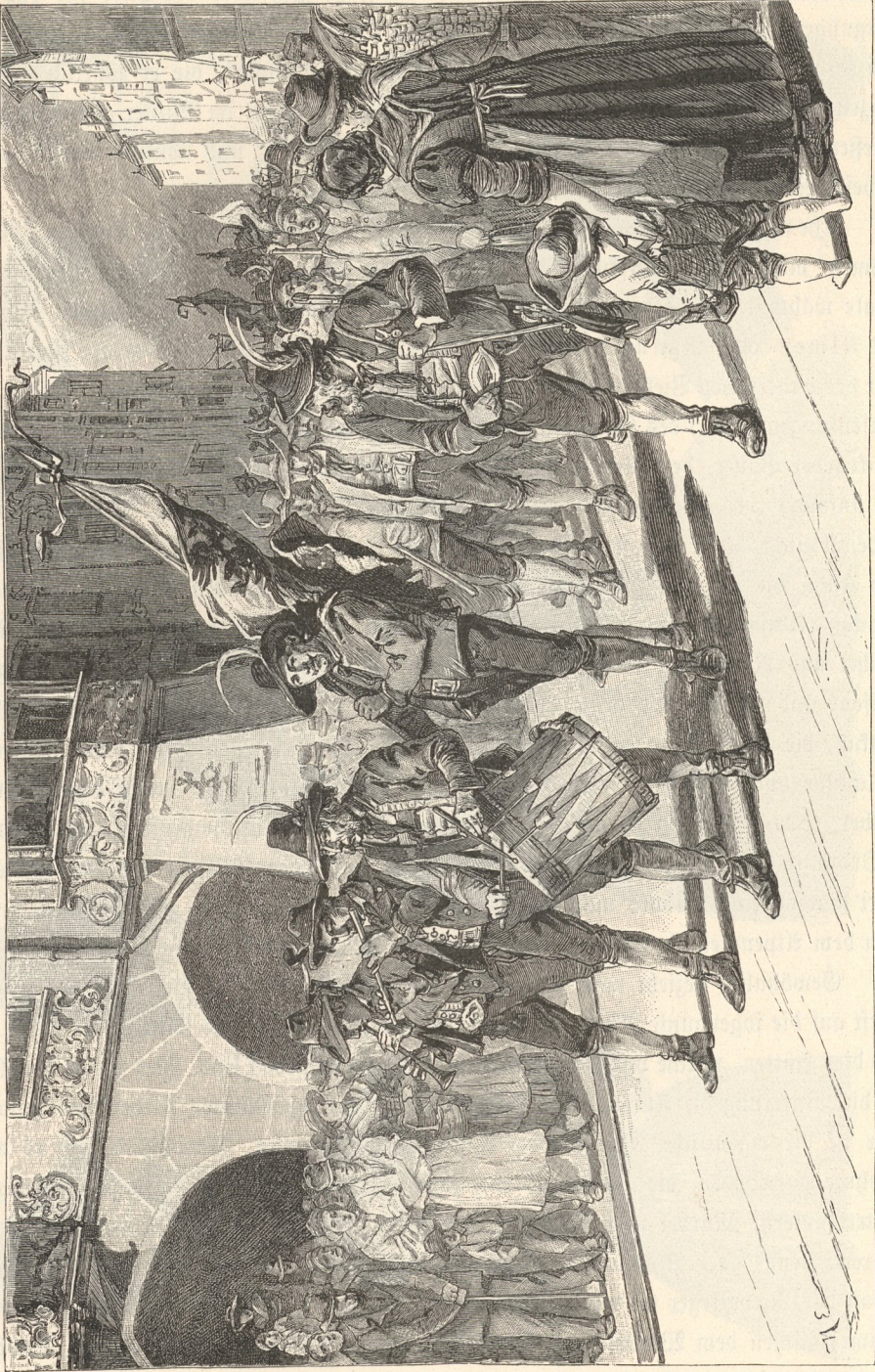
wieder zusammen, fassen sich eng, die heißen Wangen aneinander gelehnt, bis ein fecker Schwung sie wieder ins Gewühl der Paare reißt.

Äst (dann) dreht sich das Dirndl,
 Äst dreht sich der Bua,
 Äst nimmt er's beim Wiederel
 Und juchezet dazua.

Berühmt ist besonders der Zeller Kirchtag wegen seiner tollen Lustigkeit, der beim erregbaren Temperament der Zillertthaler häufig am Ende des Tanzes in eine kleine Kauferei ausläuft.

Das sind im Großen und Ganzen die Hauptbelustigungen der Tiroler Bauern. Daneben entbehrt aber das Bauernleben nicht noch anderer Vergnügen, welche für die schwere Feldarbeit entschädigen. Dahin gehört in erster Linie das „Schießen“. Der Tiroler ist ein geborener Schütze. Schlendert man an einem Sonntag „übers Land“, so hört man es von allen Dörfern her lustig pöllern und knallen. Auf den Schießständen, deren fast jedes Dorf einen besitzt, herrscht ungezwungene Fröhlichkeit und die heitere Seite der Tirolernatur, die sich oft hinter mißtrauischer Scheu verbirgt, kommt hier mit aller Macht zum Ausbruch.

Am feierlichsten gestaltet sich das Schützenleben an den sogenannten Kaiserschießen, besonders wie sie früher abgehalten wurden. Dazu kommen aus den hintersten Gebirgswinkeln die „Thölderer“ (Thalbewohner) herausgewandert, den sichern Stützen auf der Achsel, um sich die ducatengeschmückten Seidenfahnen zu holen. Straßen auf, Straßen ab von früh bis spät wogt das festliche Gedränge der Schützen, bis sie alle am Hauptfesttag der feierliche „Schützenaufzug“ vereint. Man muß einen solchen Aufzug mitgemacht haben, um sich ein Bild von dem Leben zu vergegenwärtigen, das sich da entrollt. Die Blüte des Landes, vertreten durch Söhne aller Thäler — ein Volk in Waffen — zieht in der malerischen Tracht unter Trommel- und Schwөгelklang, die meisten von eigener schmetternder Blechmusik begleitet, mit flatternden Fahnen, Stützen schwingend und ununterbrochen jodelnd und jauchzend, durch die festlich geschmückte Stadt. So war es in den Guldigungsjahren 1816 und 1838, so im Jahre 1853 beim großen Schießen zur Errettung des Kaisers aus Mörderhand, so 1856 bei der Ankunft des Erzherzogs Karl Ludwig als Statthalter von Tirol, endlich am großartigsten im Jahre 1863, als Tirol seine fünfshundertjährige Vereinigung mit Österreich feierte, als das ganze Land seinem Kaiser begeistert zujubelte und den Schwur der Treue erneuerte, ein Fest, das einzig in seiner Art wie noch nie das Schützenleben und tirolische Volksthum zum Ausdruck brachte. Mit der neuen Regelung des tirolischen Schützenwesens, wobei mehr der ernste Zweck der Wehrfähigkeit des Volkes in den Vordergrund gestellt wurde, ist ein gut Stück Poesie, die

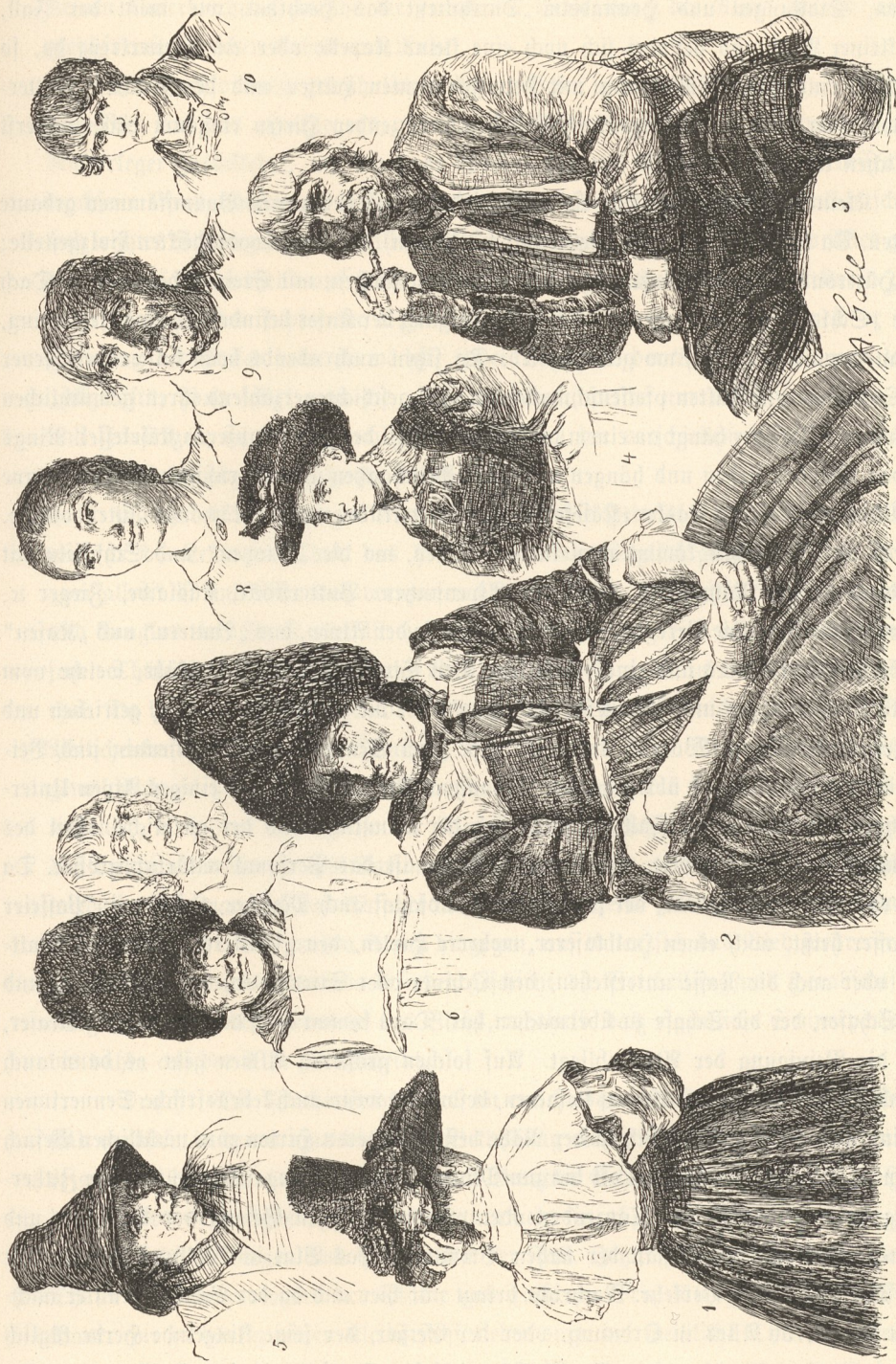


Ein Schützenzug.

dem früheren „Brettelbohren“ anflehte, verloren gegangen, aber der Eifer für das alte Vergnügen ist geblieben. Daß es dem tirolischen Bauer an Gelegenheit zur Unterhaltung und Ergöblichkeit nicht fehlt, zeigt auch die „Sommerfrische“, die er jährlich mit der ganzen Familie hoch oben auf den „Bergmähdern“ genießt, im Winter aber das „Eis-schießen“ und Rodeln oder Schlitteln, sowie die „Vogelbälle“ und ähnliche Vorgänge, die zu beschreiben den Rahmen überschreiten würde.

Ehe wir von Lebensweise, Sitten und Gebräuchen des Volkes in den Dörfern Abschied nehmen, müssen wir noch kurz einen Blick auf die Berge werfen, wo sich hoch über dem Thale während der Sommerszeit ein Leben ganz eigenthümlicher Art abspielt, nämlich das Almen- oder Sennnerleben. Der Futterreichthum der Thalsohle würde zum Unterhalt des bäuerlichen Viehstandes nicht genügen, hingegen bergen die Abhänge, Rücken und Einsenkungen (Kare) des Hochgebirges einen Schatz der kräftigsten Futterkräuter. Deshalb schießt jeder Bauer, der Vieh besitzt, daselbe Mitte April auf die Alm oder Alpe, wo es bis anfangs, bei günstiger Witterung sogar bis Mitte October bleibt. Die Auffahrt zur Alpe ist nicht nur ein Fest für den betreffenden Hof, sondern auch für das ganze Dorf. Die Kühe, die um die Zeit des Auftriebes schon unruhig werden, sind mit den großen Glocken (Klumpen) und Schellen behangen, auch der Sennner hat einen riesigen Reisebüschel aus Rosmarin zum Geschenk erhalten und schreitet mit „Krage“ und Bergstock pfeifend und singend dem sich ordnenden Zuge voraus. Hinter ihm geht zuerst die schöne Leitkuh, die schon öfters auf der Alm war und daher den Weg kennt, dann folgen die Milchkuh und der Stier, der die Ketten tragen muß. Den Schluß macht das Galtvieh, Kälber, Schafe und Ziegen und die grunzenden Schweine, welche der beigegebene Knecht in Ordnung hält. Das wohlbepackte „Almwagerl“ mit Lebensmitteln und Geräthschaften fährt hindendrein. Sobald man aus dem Bereich der Wohnungen gekommen ist, nimmt man dem Alpenvieh die schweren Glocken ab, die kleinen Schellen läßt man ihm.

Gewöhnlich bezieht man nicht gleich die eigentliche Alm, sondern führt das Vieh zuerst auf die sogenannte Alsten, wo daselbe von Mitte April bis Mitte Mai bleibt. Es sind dies Hütten, welche von einem umzäunten Mahd umgeben sind. Hier bleibt das Vieh, bis die Witterung die Auffahrt zur Hauptstation, dem sogenannten Niederleger gestattet. Hier ist die eigentliche Alm mit der Residenz des Sennners. Gewöhnlich sind es weitgedehnte Grasböden, die sich oft bis ans Geschröffe hinanziehen und mit den würzigsten Futterkräutern, Marbel und Madau, bewachsen sind. Bei großen Alpen befinden sich mehrere Senn- oder Almhütten, gewöhnlich Kasern genannt, auf dem Mahde vertheilt, so daß das Niederleger oft wie ein Alpendorf aussieht. Solche sind z. B. die große Alpe Lizum zwischen dem Watten- und Navisthal, die 10 Kasern, 20 Vieh- und 11 Sauhäge besitzt, oder die „große Zemm“ im Achenthal mit 42 zur Hälfte gemauerten Senn-



A. Gall 3

Deutschtöler-Trachten: 1. Bözner Bürgerfrau in alter Tracht. 2. Wipptal und Ebnathal. 3. Bitterhuter Alpenhirt. 4. Seefelderin. 5. Alpach. 6. Ebnathal. 7. Ebnathal. 8. 9. Juntler. 10. Kitzbühel.

hütten, Stallungen und Heustadeln. Durchfließt das Hochthal, wie meist der Fall, ein kleiner Bach und befindet sich noch eine kleine Kapelle oder ein Wetterkreuz da, so gewährt eine solche Ansiedlung mit den gebräunten Hütten und den uralten Wettertannen, dem klingelnden Alpenvieh und den jauchzenden Hirten ringsum einen äußerst lieblichen Anblick.

Kleinere Alpen haben nur ein paar niedrige aus behauenen Baumstämmen gebaute Hütten. Da hat der Senn seine Liegerstatt (Schlemm) auf dem moosbedeckten Holzgestelle; der Hüterbub muß bei Platzmangel oft unter dem flachen, mit Steinen beschwerten Dach seine „Schlafbritschen“ suchen. Gleich beim Eingang der Kaser befindet sich eine Vertiefung, die ausgemauerte „Eß“, wo gekocht wird. Da sitzen auch abends beim knisternden Feuer die Sennleute und halten pfeifenschmauchend und geschichtenerzählend ihren gemüthlichen Heimgart. Darüber hängt an einem drehbaren Gestell der große kupferne Käsefessel. Rings an den Wänden stehen und hängen außer den Milchgäßen und der rußigen Melcherpfanne die Milchbrenten, das Kasker (Käseform), der Butterkübel und die Käs- und Zutenbottiche. Durch die Hinterthür kommt man in den Baden, wo die „Stozen“ und Schüsseln mit blendend weißer Rahmmilch, sowie der Alpenmilch: Butterstöcke, Käslaike, Zieger zc. verwahrt werden. Die Bereitung dieser Erzeugnisse der Alpen, das „Buttern“ und „Käsen“ ist Sache des Senners und eines Gehilfen. Den Stoff geben die Milchkühe, welche vom Hüter jeden Morgen und Abend in den „Hag“, der die Sennhütte umgibt, getrieben und da gemolken werden. Wo sich auf einer Alpe zwei Sennerrinnen (Rechtseinnin und Beiseinnin) befinden, wie es übrigens mit Ausnahme Oberinntals und einiger Alpen Unterinntals selten mehr der Fall ist, theilt sich der männliche und der weibliche Theil des „Almwolkes“ in die Arbeit. Bei größeren Alpen ist das Personal natürlich größer. Da gibt es außer dem Sennner, der je nach der Landschaft auch Melcher, Kaserer, in Passierer Schaffer heißt, noch einen Halbkaserer, mehrere Hirten, den „Galterer“, dem das Galtvieh oder auch die Kasse unterstehen, den Dchiner oder Stierhirten, der die Ochsen, und den Schafer, der die Schafe zu überwachen hat. Dazu kommt noch der Buzer oder Grazer, dem die Reinigung der Alpe obliegt. Auf solchen größeren Almen geht es dann auch lebendiger und lustiger zu als auf kleineren, besonders wenn auch lebensfrische Sennerrinnen da sind und andere Alpen sich in der Nähe befinden, deren Hirten zum nächtlichen Besuch kommen. Da wiederhallt dann oft bis zum Morgengrauen die enge Sennhütte beim Zitherschlag vom Gestampfe der Tanzenden oder vom melodischen Gesang der Burschen und Dirnen, während der Enzian der nahen Brennhütte das Blut in Wallung bringt. Mit dem Thale ist wenig Verkehr. Nachricht bringt nur hier und da der Bauer, wenn er nachsehen kommt, ob Alles in Ordnung, oder der Geißer, der seine klingelnde Herde täglich herauftreibt und den neuesten Dorfklatsch mittheilt. Sonst verläuft mit Ausnahme der

kleinen Unterbrechung, welche die erwähnte „Einsegnung der Alpe“ bringt, das Leben gleichförmig zwischen Arbeit und Ruhe.

Im Hochsommer, gewöhnlich noch vor Peter und Paul (29. Juni), zieht man mit dem Vieh auf das „Hochleger“, wo man bis Ende August bleibt und dann wieder zum Niederleger zurückkehrt, um die paar Wochen bis zur Abfahrt das unterdessen nachgewachsene Gras abäsen zu lassen. Um den 21. September, wo gewöhnlich schon Reif und leichtes Schneegestöber einfällt, rüstet man sich zum Abzug. Zuvor wird Alles gereinigt, die Geräthschaften theils auf große „Kragen“ verpackt, theils im versperbaren „Gaden“ eingeschlossen. Den kupfernen Käsefessel vergräbt man in die Erde, weil er nach der Meinung der Äpler dadurch wächst. Zwei Tage vor der Abfahrt wird zum letztenmal „abgekäst“, dann feiert man die „Schoppwoche“, welche nur mehr zum Essen, Trinken und Faulenzen, wie wohl auch zum Verfertigen der verschiedenen Holz- und Blumenzierden für die abziehende Herde benützt wird.

Gleich der Auffahrt zur Alpe bildet auch die Heimkehr ein Fest für das Almvolk, wie für die Leute im Thal, das heißt, wenn kein Unglück geschehen, kein Stück Vieh „verfallen“ ist und keine Kuh verworfen hat. In diesem Falle zieht die Herde ungeschmückt und klanglos ein. Sonst aber ist ein solcher Alpenheimzug eine wahre Lust, besonders in jenen Thälern, wo Wohlstand und Viehzucht blühen, z. B. im Unterinntal und Zillertal. Da hört man die Woche vor Michaeli (29. September) nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen von nah und fern. Der „Melcherball“, wobei gewöhnlich zuletzt „gerobelt“ wird, macht den Schluß. Die Herabschaffung des „Alpennutzens“, d. h. der Erträgnisse der Almwirthschaft geschieht bei kleinen Alpen dadurch, daß mehrmals während des Sommers Käse und Butter mittelst „Kragen“ herabgebracht wird, so daß man bei der Abfahrt nur mehr das kleine „Almwagele“ mit dem Rest zu bepacken braucht. Bei großen Alpen hingegen, auf denen sich das Vieh mehrerer Bauern, ja oft einer ganzen Gemeinde befindet, geschieht die Vertheilung und Herabschaffung erst einige Zeit nach der Heimkehr des Viehs, weshalb das eigentliche Sennerpersonal noch bis dahin auf der Alpe zurückbleibt.

Tracht. Die Tracht ist in Tirol im entschiedenen Absterben begriffen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man die ganze Bekleidung einschließlich der Beschuhung aus selbst-erzeugtem oder gewonnenem Stoff durch Gevatter Schneider und Schuster im Hause auf der „Stör“ verfertigen ließ. Dies ist nurmehr in abgelegenen Dörfern, wie z. B. im tiefern Iselthal, Birgen und Prägratten der Fall. Jetzt, seit der erleichterte Verkehr die Thäler den Waarenlagern der Städte und größeren Orte nähergerückt hat, kauft sich der Bauer nur zu häufig seinen Kleiderstoff lieber dort, der weibliche Theil der Bevölkerung aber verschafft sich wohlfeile aber schlechte Stoffe von den zahlreichen Hausirern, welche

alle Dörfer und Einödhöfe abstreifen. So kommt es, daß man jetzt nur noch bei einigen Bezirken von einer eigentlichen Thaltracht sprechen kann, nämlich einer solchen, welche jahraus jahrein getragen wird. Sonst findet man dieselbe nurmehr als Feiertagskleid oder bei festlichen Gelegenheiten, wie Processionen, Schützenaufzügen, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen.

Die schönste Tracht, welche auch noch als Alltagskleid getragen wird, hat der Burggräfler. Wenn man diese reckenhaften Gestalten von Algund oder Schenna auf dem Kirchplatz von Meran in ihren braunen Lodenjoppen mit den breitausgeschlagenen



Deutschtiroler Trachten: 11. 12. Pustertthal. 13. Selrain. 14. Wigen.

scharlachrothen Brustlappen und den breiten grünseidenen Hosenträgern über dem rothen Leibchen dastehen sieht, so möchte man fast traurig gestimmt werden bei dem Gedanken, daß auch diese Tracht allmählig verschwinden wird. Dazu haben sie kurze bocklederne Hosen und blühweiße Strümpfe; die Füße stecken in sogenannten Bundschuhen, den Leib umspannt ein schön ausgenähter Gürtel, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzer oder dunkelbrauner Hut mit breiten Krämpfen. Der weibliche Theil der Bevölkerung ist nicht minder kleidsam ausgestattet. Den geschmeidigen Körper umhüllt ein verschnürtes Mieder und ein etwas schwerer blaubrauner Rock, von dem sich die brennrothen Strümpfe allerliebste abheben. Den Hals umschlingt ein seidenes Tuch, das sich rückwärts am Nacken tief einsenkt. Die meist blonden Haare sind glatt und nieder nach rückwärts gekämmt und hinten von einer bunten Nadel durchstochen.

Die Tracht der Passeirer, welche die Knie bloß tragen, unterscheidet sich nur wenig von der des Burggrafenamtes, ebenso ist die der Sarntthaler, die früher hochrothe Röcke trugen, nicht viel verschieden. Bei den Männern ist der rothe Aufschlag an der Topppe weggefallen, die Weiber haben die rothen Strümpfe mit sogenannten „Beinhöhlen“ von heller oder dunkler Farbe vertauscht.

Außerst malerisch ist die Tracht der Ötzthaler. Hier ist die braune Lodenjoppe an beiden Brustseiten und an den Ärmeln mit bunter Seide zierlich ausgenäht. Die kurzen schwarzen Lederhosen sind von breiten rothen Bändern getragen, die auf dem weißen



Deutschtiroler Trachten 15. Unterinntal. 16. Alte Innsbruckerin. 17. Amras. 18. Winstgau.

Hemd vorn durch eine Querbünde zusammengehalten werden. Den Kopf beschattet ein breitkrämpiger, mit grünen Seidenbändern gezielter gelber Filzhut. Selbstverständlich fehlt um die Mitte nicht der mit Zinnstiften ausgeschlagene Bauchgurt. Weniger schön ist die Tracht des weiblichen Geschlechtes, welche durch das hohe steife Mieder die Taille zu lang erscheinen läßt und so dem Körper das Ebenmaß nimmt.

Die Zillertthaler, welche früher ihre malerische Tracht so schön zierte, haben dieselbe bis auf die grauwollene Jacke gleich den anderen Unterländern fast aufgegeben. Die kurze Lederhose ist beinahe verschwunden und hat dem langen städtischen Beinkleid Platz gemacht. Auch der weibliche Theil der Bevölkerung Zillertthals und Unterinntals hat hinsichtlich der Tracht das Typische verloren, indem städtische Bekleidung die bäuerliche überwuchert, oder besser gesagt ein seltsames Gemisch aus beiden sich allmählig herausgebildet hat. Nur der „Unterländerhut“ nebst dem immer beliebter werdenden niedern „Zillertthalerhut“ ist noch auf allen Köpfen der Dorfschönen zu sehen.

Sehr zu bedauern ist auch, daß die interessante Tracht der Iseltthaler allmählig in Verfall geräth. Da tragen die Männer lange, braune mit violetten Ärmelbesätzen versehene Lodenjacken, die fast bis zu den Knien reichen, ein weißes Wamms, schwarze Lederhosen und weiße Strümpfe mit schönen Zwickeln. Die Kopfbedeckung ist ein hoher Spitzhut;

um den großen Hemdkragen tragen sie ein buntes Halstuch oder einen schwarzen Flor gewunden. Die Knie bleiben nackt, den Leib umgürtet, wie früher überall, die lederne Binde. Die weibliche Tracht des Fjelhals ist in originellster Weise durch den Anzug der Tefereggerinnen vertreten, welcher in seiner Art nur in dem der Alpbacherinnen oder der vorarlbergischen Walsertalerinnen ein würdiges Seitenstück findet. Man denke sich die ganze Gestalt in einen schweren groben Rock aus weißem oder braunem Loden gehüllt, der jede Taille verwischend knapp unter den Armen zusammengehalten ist. Über dem Nieder, das ebenfalls aus Loden gefertigt und mit rothen Nesteln verschnürt ist, sitzt eine kurze offene Jacke. Auf dem Kopfe klebt wie ein umgestürzter — Kapf ein ganz kleines schmalfräpiges Filzhütchen, unter dem die dicken mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe heraushängen. Diese ganz absonderliche weibliche Tracht wird noch durch den Gegensatz zu der des



Deutschtiroler Trachten: 19. Oberinntal. 20. Sarnthal. 21. Brizlegg. 22. Oberinntal. 23. Östhal.

männlichen Geschlechts verstärkt, welches in seinem städtischen Anzug von seiner Teppichhandelschaft ins Thal zurückkehrt.

Die Tracht der Alpbacherinnen ist der der Tefereggerinnen ziemlich ähnlich. Auch hier umhüllt ein faltenreicher schwerer schwarzer Zwilchrock in derselben unnatürlichen Anpassung die Gestalt fast bis zu den Schuhen, ebenso tragen sie darüber eine lange Jacke aus silberweißem Loden. Den originellsten Überzug aber haben die Schienbeine, über welche zweimeterlange Strümpfe, sogenannte „Hosen“, in Ringeln so zusammengefaltet sind, daß die Waden zu plumpen tonnenförmigen Wülsten ausgebaucht erscheinen. Diese „Beinhöseln“ reichen nur vom Kniebug bis zu den Knöcheln. Den Kopf bedeckt ein Spizhut mit einer schwarzrothen Masche.

Ob sich im Verlaufe der Zeit wieder selbständige Thaltrachten entwickeln werden, ist bei dem unaufhaltbaren Ausgleichungsproceß, in dem sich Tirol seit der Errichtung des Schienenstranges befindet, sehr fraglich. Es muß schon als ein günstiger Umstand betrachtet werden, wenn sich die malerischen Festtrachten der einzelnen Thäler erhalten.

Hierzu zeigt sich seit dem letzten österreichischen Bundesschießen im Jahre 1885, das vielleicht zum letzten Male das ganze Volk in Nationalkostümen vorführte, ein löbliches, durch den Eifer waderer Männer unterstütztes Bestreben.

Zum Schluß sei noch des originellen Anzuges der etskändischen „Saltner“ oder Weinhüter Erwähnung gethan, obwohl derselbe streng genommen nicht zu den Trachten gehört. Die breite Brust umhüllt ein rothes oder grünes Wamms mit breiten ledernen Hosenträgern, darüber hängt lose die lederne schwarze Toppe ohne Kragen. Dünne Lederriemen verbinden dieselbe mit den Vorderärmeln, so daß das grobleinene Hemd nach spanischer Mode dazwischen haushig hervorschaut. Die Mitte des Leibes umgürtet die breite schwarzlederne Bauchbinde. Dazu kommen kurze Lederhosen und weiße Strümpfe mit kurzen ledernen Gamaschen. Duer auf dem Kopfe prangt das Ungethüm von einem Hut in der Form eines sogenannten Wolfenkliebers oder Krapsenhutes, dreispitzig und aus schwarzem Filz. Von der ursprünglichen Gestalt desselben ist indeß wenig zu sehen, denn ihn bedeckt ein ganzer Wald von Hahnen-, Hennen- und Pfauenfedern; zum Überfluß hängen noch Fuchs- und Eichhornschwänze über die Krempe. Auch die Toppe ist vorne mit zahlreichen Pfeisfen von Schweinzähnen verziert, die an gelben Drahtkettchen baumeln. In der Hand aber trägt der Saltner als Zeichen des Hüteramtes eine lange Hellebarde. In neuerer Zeit hat sich diese Tracht etwas vereinfacht, ist aber immer noch abenteuerlich genug, so daß man einen entsprungenen Indianerhäuptling zu erblicken glaubt, wenn die Gestalt eines solchen Weinhüters aus dem Halbdunkel der grünen Nebgänge plötzlich auftaucht.

Sage. Der Sagenreichtum Tirols ist ebenso groß als mannigfaltig, klebt ja fast an jeder Felswand oder altem Gemäuer eine anregende Überlieferung, wie anderseits Luft, Erde und Wasser, Wald und Wiese, Alpe und Haus von geheimnißvollen Wesen belebt sind. Viele tragen mythologischen Hintergrund. Dahin gehören die Sagen von der wilden Jagd, vom Wetterheiligen Oswald auf dem Ffinger, unter dessen Verhüllung ebenso wie beim Schimmelreiter die Gestalt des Göttervaters Wodan durchschimmert. Auf den Donnergott Donar beziehen sich die Sagen von der verzehrten Kuh und geschlachteten Gemse, welchen Thieren das Fleisch wieder nachwächst. Diese Göttergestalt kehrt auch in vielen Teufelsagen wieder, vor Allem aber in der tirolischen Riesensage, welche wohl in keinem Lande so viele auf Donar weisende Züge enthält. Es sei hier nur beispielshalber an den Riesen Haimo von Wilten erinnert oder an die Riesenbrüder von Galzein, von denen einer wie weiland Donar den Steinbrunnen von Wiesing gleich einem Schäßfchen zum Trinken an den Mund setzte. Auch viele der weitverbreiteten Wildemannsagen berühren sich mit dem Donnergott. Ebenso sind die Göttinnen Hulda und Nerthus in der mythischen Sage vertreten, letztere in der Sage vom silbernen Wagen im Zireiner See, erstere in der

poesievollen Sage von der Einführung des Flachsbauens und den lieblichen Huldgestalten der „Saligen“, ihren Begleiterinnen.

Als komischer Gegensatz hierzu erscheinen die zahlreichen Sagen von den Mörggelen und neckischen Bützen, in welchen zweifellos die verblaßte Erinnerung an die zurückgedrängte ursprüngliche Bevölkerung Tirols erhalten ist.

Einen Hauptbestandtheil der tirolischen Sage bilden die unererschöpflichen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortvererbenden Erzählungen von Hexen, Truden und anderen den Menschen abholden Gespenstern. Über Hexen und ihre höllischen Künste, unter denen natürlich Wettermachen, Milch stehlen oder verderben, Kinder und Vieh beschreien in erster Reihe stehen, ließe sich ein ganzes Buch füllen, ebenso über die Hexenplätze und Hexenringe, von denen es in Tirol eine Unzahl gibt.

Dies führt uns zu den örtlichen Sagen. Hierher gehören die Sagen, die vielen wilden Bergformen und Schrofen anhängen. Die bekannteste ist die Sage von der Frau Hütt, welche gleich der griechischen Niobe zur Strafe für ihren Übermuth — sie hatte mit Brot ihr Kind gereinigt, einem hungrigen Weibe aber, das sie darum ansuchte, einen Stein gereicht — in einen Felsen verwandelt wurde, der hoch von der Schneide der Gebirgskette nördlich von Innsbruck drohend herabblickt. Auch an die Serles, jenen domartigen Dolomitriesen am Eingang des Stubaitals, knüpft sich eine ähnliche Sage. Überhaupt sind die meisten Volksüberlieferungen, die von verschütteten Almen und Wiesgründen, Bergstürzen, unheimlichen Seen handeln, auf Strafen für begangene Frevel zurückgeführt.

Hierher sind endlich noch die vielen Sagen über untergegangene Städte, sowie die Prophezeiungen über den einstigen Untergang von Ortschaften zu rechnen, wie z. B.:

Innsbruck versinkt,

Hall verbrinnt,

Schwarz verrinnt;

oder vom Pfannhorn über Toblach:

Reicht die Muhr bis an die Spitze des Horn,

So ist Toblach und Wahlen verlor'n.

Zu den geschichtlichen Sagen gehören die Erinnerungen an die Schweizerkriege des XV. und XVI. Jahrhunderts, welche in den Überlieferungen an die Schlacht auf der Ufswiese und an anderen Orten wiedergespiegelt sind, wenn man darin nicht Nachklänge an den urgermanischen Glauben vom Weltuntergang erblicken will.

Volkslied und Volksschauspiel. Daß in Tirol, welches Land ein so reich entfaltetes Volksleben aufweist, auch das Volkslied in voller Blüte steht, ist selbstverständlich, selbst wenn dieses nicht durch „tirolische Nationalländler“ in alle Welt getragen worden wäre. Doch erfreut es sich nicht in allen Thälern der gleichen Pflege. So ist

der Volksgefang in Südtirol, besonders im ganzen Eisackthal, wo er im Mittelalter so hell ertönte, mit dem Sinken des Volkslebens fast ganz ausgestorben; im Eisackthal hat er sich fast nur mehr auf dem Mittelgebirge von Kastelrut und Böls erhalten. Hingegen



Ein Saltner (Weinhüter) bei Meran.

erklingt er noch laut und kräftig im Pusterthal, besonders in der Lienzer Gegend. Sehr viel wird auch im Innthal gesungen, wenn auch im oberen Theile desselben der Gesang nicht so verbreitet ist und auch anderen Charakter trägt als in der Gegend von Innsbruck und im heiteren Unterinnthal. Letzteres ist nebst Pusterthal der eigentliche Standort des

Tirolergefanges, und wer noch frische Volkslieder hören will, muß in diese zwei lebenslustigen Thäler gehen.

Träger des Volksgefanges sind in erster Linie die „Buben“, wie die jungen Burschen hierlands heißen. Sie sind auch meist die Dichter der Texte hierzu. Gewöhnlich finden sich mehrere solche „Singer“ zusammen und bringen die Lieder mit einer Virtuosität zum Vortrag, daß man gut geschulte Sänger vor sich zu haben glaubt. Hierbei sind die Stimmen so vertheilt, daß eine in der Fistelstimme die „Weise“ trägt und die anderen secundiren. Nur in der Lienzer Gegend nähert sich die Art des Liedervortrages mehr der des benachbarten Kärntens, wo der Bariton die Hauptweise trägt. Charakteristisch für den Tiroler Volksgefang ist der Jodler, auch Zurler oder Ludler genannt, welcher, man kann sagen, fast jedes weltliche Lied begleitet und auf dem oft geradezu das Hauptgewicht liegt. An Gelegenheit zu singen, fehlt es nicht. Der abendliche Heimgarten wie die lärmerefüllte Tanzstube, die stille Dorfstraße wie die grüne Hochalm und das Bergmahd wiederhallen vom Trutzlied der Burschen, wie vom Gesang der Almleute.

Dem Inhalt nach muß man füglich die zwei großen Abtheilungen, weltliche und geistliche machen.

Was die weltlichen betrifft, so tragen die meisten episch-lyrischen Charakter. Rein episch sind nur einige Wildschützenlieder, darunter das vielstrophige: „Es zogen neun Schützen ins Elman hinein“, das in der Gegend von Lermoos spielt und noch gesungen wird, sodann einige Almlieder, wie das weitverbreitete: „Wenn's amal schön aper werd, Und auf der Alma grün“. Hierzu muß man auch noch eine ziemliche Anzahl alter Lieder von balladenartigem Charakter rechnen, welche nicht in der Mundart gedichtet sind, sondern im Schriftdeutsch und so auch noch gesungen werden. Dazu gehören unter Anderem das weitverbreitete Blaubartlied „Es fuhr (ritt) ein Ritter wohl über das Gries (Ried)“, oder „Straßburg, Straßburg, du wunderschöne Stadt“ oder „Es wollt' ein Mädchen früh aufstehen“. Die anderen weltlichen Lieder theilen sich stofflich in solche, welche die Herrlichkeiten des Almlebens und der älplerischen Liebe preisen, sodann in Jäger- und Wildschützenlieder, welche das Lob des „Wilderns“ enthalten und woran sich meist die Brellerei der Jäger durch Wildschützen schließt. Manche derselben sind ungemein lannig, wie z. B.: „I bi' halt a Wildschütz, a lebfrischer Bua“.

Den Hauptstock liefern natürlich die Liebeslieder. Wenn sie nicht in Form von Alm- und Wildschützenliedern auftreten, so erscheinen sie fast ausschließlich im Gewande des „Schnaderhüpfels“. Diese beweglichen Vierzeiler oder richtiger gesagt Zweizeiler mit je vier Hebungen bilden die Form, in welcher das Volk, man kann sagen, die ganze Stufenleiter seiner Gefühle, wie nicht minder seine ganze Lebens- und Weltanschauung ausdrückt. Die Geburtsstätte der „Schnaderhüpfeln“ ist neben dem Heimgarten vor Allem der Tanz-



Abendlicher Heimgarten zur Winterszeit.

boden und die Wirthsstube. Schon der hüpfende Dreivierteltakt sagt gleich dem Namen, daß es ursprünglich Tanzliedchen waren, wie sie denn noch gegenwärtig bei eigentlichen Bauernunterhaltungen den Rundtanz einleiten. Der Tänzer tritt nämlich mit seinem Mädchen vor die „Spielleute“ hin, wirft ein Geldstück auf den bereitstehenden Teller und singt ein Schnaderhüpfel, was als Aufforderung gilt, auf seine Kosten einen Tanz zu spielen. Nicht selten enthalten solche Liedchen Spottverse auf einen Nebenbuhler und werden so Anlaß zu Kaufereien.

So weit als i's aufischan,
 Zt der Wald grünen
 Und i laß zu mein' Diendl
 Kan andern Bub'n gieh'n.

Eine noch größere Rolle spielt das Schnaderhüpfel als Truglied, falls sich entweder Kotten von Burschen feindseliger Dörfer begegnen oder wenn sie am Wirthshaußtisch auf diese Weise einander zum „Robeln“ oder „Kaufen“ herausfordern. Dann springen oft halbe Stunden lang die Trugliedchen von Tisch zu Tisch, eines noch schärfer, höhrender und bissiger als das andere, bis endlich die beiden Gegner gehörig warm sind und einander „anfliegen“, das heißt zu robeln beginnen. Überhaupt zeichnet sich das

Tiroler Schnaderhüpfel gegenüber den ähnlichen Liedchen der anderen Alpenländer durch eine urwüchsigte Kraft und Frische aus, wenn es auch nicht die Innigkeit des kärntnerischen Klapperliedchens besitzt. Daneben macht sich häufig ein humoristischer Zug, sowie eine gewisse Spottlust geltend, welche sich selbst an das Ehrwürdige wagt.

Dieser Drang zu spotten, der dem Tiroler stark innewohnt, zeigt sich auch in größeren selbständigen Liedern, mögen dieselben nun als „Buchstabill“ (Pasquill) ein Dorf in Allarm bringen oder als selbständige Lieder gesungen werden. Ich erinnere nur z. B. an das berühmte „Danfigg Lied“, das die Versuchung eines frommen Einsiedlers durch den Bösen zum Inhalt hat:

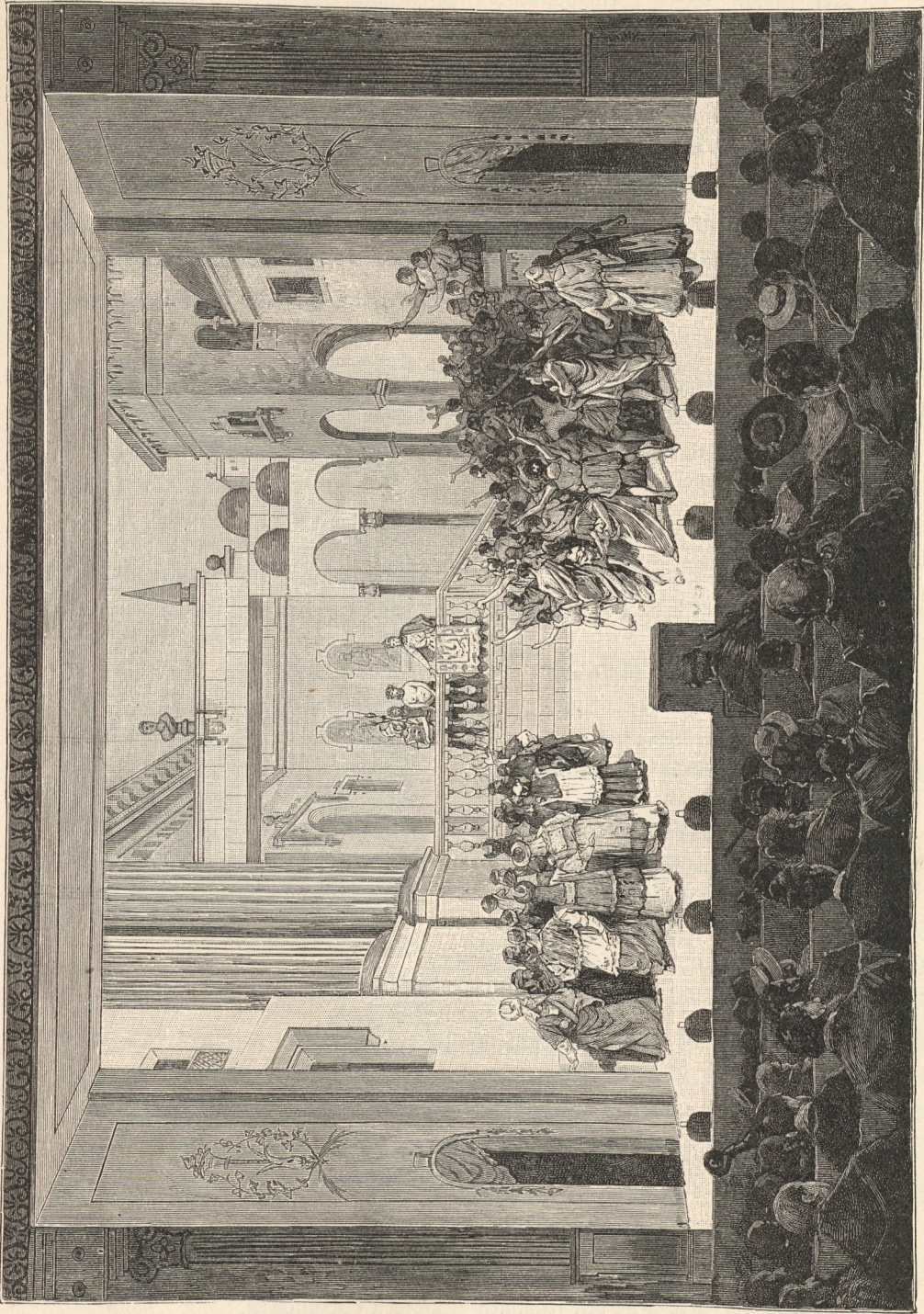
Dort oben auf der Gsch,
Is an Danfiedlerei,
Wachst nix als Boschen
Und Stoammies dabei.

A Klausner is drin,
Der recht christla lebt,
Werschd (wird) allweil frümmer,
Weil er Tag und Nacht bet't u. s. w.

Anderer sind „Der Simerl hat zum Nachbar g'sagt“ oder das weitverbreitete „Der Fensterstock“, das schon erwähnte „Sterzingermooslied“, die „Sennerinbeicht“, „das Altejungferlied“ zc. zc.

Die geistlichen Lieder sind theils solche, welche sich auf allgemeine kirchliche Festzeiten, wie Lichtmeß, Ostern, Weihnachten und Dreikönig beziehen, theils Lieder und Lobgesänge zu Ehren der Heiligen oder solche, die allgemeineren religiösen oder moralisirenden Charakters sind und von Vergänglichkeit, Tod und Ewigkeit handeln. Die Menge derselben ist sehr groß. Sie schreiben sich, wie sich leicht nachweisen ließe, fast sämmtlich aus jener Zeit her, da in Tirol, wie anderswo in den Alpen, noch der reine Kirchengesang auf dem Lande allgemein üblich war. Jetzt haben Orgel und Chorgesang die frühere Art der musikalischen Feier verdrängt. Während nun aber die meisten der geistlichen Lieder so ihre eigentliche Unterlage verloren und, wie z. B. im Oherinntal, nurmehr bei profanen Gelegenheiten, besonders beim abendlichen Heimgarten gesungen werden, erhielten sich die Weihnachts- und Dreikönigslieder bis in die neueste Zeit als Theile der Kirchenmusik.

Dies gilt besonders von den erstgenannten. Sie machen den Hauptstock aus und werden von den Kirchensängern noch alljährlich entweder in der heiligen Nacht bei der Christmette oder am Weihnachtstag während des Amtes, meist beim Offertorium, gesungen. Bis in die Dreißiger-Jahre betheiligte sich auch das Volk an diesem Gesange in der heiligen Nacht, ja noch vor drei bis vier Jahrzehnten begleitete die Jugend das vom Chor herabklingende Hirtenlied mit kleinen Ratschen, Kinderklappern und Wispeln (Kinderpfeifchen, mit denen man den Gesang der Vögel nachahmt), um dem Texte des Liedes die entsprechende dramatische Verstärkung zu geben.



Passionspiel in Oberammergau.

Der Inhalt dieser Weihnachtslieder ist ziemlich gleich. Sie tragen nicht den betrachtenden Charakter der geistlichen Lieder, sondern sind eigentlich „Hirtenlieder“; in äußerst lebendiger, fast durchgehends dramatischer Weise schildern sie die Wache der Hirten bei ihren Herden in der heiligen Nacht, bis ihnen zuerst eine ungewöhnliche Helle am Himmel, die sie sich nicht erklären können, und dann ein Engel den Grund dieser Erscheinung, nämlich die Geburt des Heilands, offenbart, worauf sie mit Geschenken zur Krippe eilen, um das göttliche Kind anzubeten. Diese Hirtenlieder sind oft von einer ergreifenden Innigkeit und Zartheit, daneben von einem unsagbaren Humor. Ich setze eines der weniger bekannten Lieder meiner Sammlung hierher. Es stammt aus dem XVII. Jahrhundert:

Holla Brueder, was g'schicht heunt,
 Daß im Himmel so schön scheint,
 Geh nu hin zum Fritzel, sag,
 Daß um zwölf Uhr wird heunt Tag.
 Die Vogelen singen all,
 Laut schlägt die Nachtigall,
 Der Stieglitz und der Zeisele singt,
 Das Lerchal voll Freud in die Höh' auffspringt.

I woaß net, was dös Ding bedeut't,
 Daß Guggu in den Winter schreit,
 Hab' so schön g'schlafen ein,
 I woaß nöt, was dös Ding soll sein,
 Wie dort ein Engel schreit:
 Ich verkünd' euch große Freud!
 Sie singen das Gloria auch zugleich,
 Der Fried' sei auf Erd' und im Himmelreich.

Engel: „Nur auf, herzlichste Hirten all,
 Dort in Bethlehem ist ein Stall,
 Dort wird euer König sein
 Als ein Kindlein so jung und klein.

„Geh Urban laß nu' her,
 Und Jaggel, du nimmst's Mehl,
 Und i will lasen um an' Butter hinein,
 I glab, der Bua werd hungriß sein.“

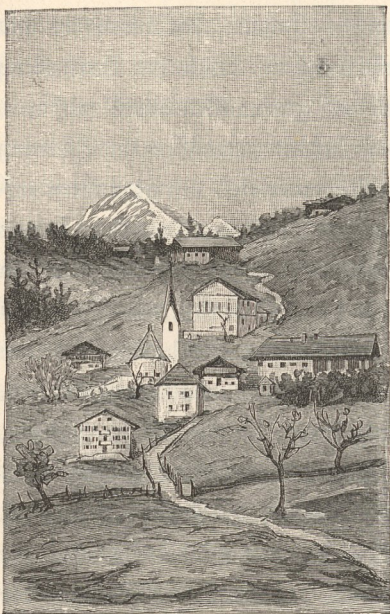
„Grüeß di' Gott, du alter Mann,
 Nimm von uns das Dpfer an,
 Seh' (sieh), da hast mei' rupfene Pfoad,
 Mach daraus dem Kind a Moad,
 Deck ihn a wenig zua,
 Derfriert ja gar der Bua,
 Dös Kindlein ist no gar zu klein
 Hier bei Dchs und Gelein.“

„O liebste Mutter halt nur an
 Für uns bei dem liebsten Sohn,
 Weil er nackend liegt im Stall,
 Muß leiden für uns Sünder all.
 O Jesulein, du Kindlein rein,
 Laß uns doch nit in d'Sünd hinein,
 Wollst unser Seel' und Leib bewahren
 Vor Krieg und Pest und allen Gefahren.

Hirtenlieder dieser Art zählen in Tirol nach vielen Hunderten. Die große Anzahl derselben erklärt sich daraus, daß es den Schullehrern, die gewöhnlich den Gesang leiteten, daran lag, stets neue den frommen Zuhörern vorzuführen.

Außer den Weihnachtsliedern kommen noch die Dreikönigs- oder Sternlieder und die Adventlieder in Betracht. Diese werden nicht in der Kirche, sondern von herumziehenden Sängern vor und in den Häusern gesungen. Sternsinger sind gewöhnlich drei, aber es kommen auch vier heilige drei Könige vor, welche entsprechende Costüme tragen. Die Lieder behandeln meist gleich den Weihnachtsliedern die Ankunft der heiligen drei Könige und zeichnen sich ebenfalls durch große Originalität und Naivetät aus. Manche von ihnen zeigen bereits dramatische Ansätze.

Vollständig dramatisch sind die Adventlieder, wenigstens jene, welche das Herumirren von Josef und Maria vor den Thüren der hartherzigen Bethlehemiten zum Inhalt haben und davon „Herberglieder“ heißen. Gewöhnlich sind die Sänger des Terzetts Josef und Maria und ein bethlehemitischer Wirth oder Hausherr.



Vordertiersee mit dem Theater.

Eines beginnt:

Wirth:	Wer klopfet an?
Josef:	Zwei gar arme Leut!
Wirth:	Was wollt ihr dann?
Maria:	O gebt uns Herberg heut'.
Josef und Maria:	Durch Gottes Liebe wir Euch bitten Öffnet uns doch Eure Hütten.
Wirth:	O nein, nein, nein u. s. w.

Dem Wirth ist gewöhnlich die rauhe Bassstimme zugetheilt, um die Hartherzigkeit kräftig zu betonen.

Von diesen dramatisch gehaltenen und zum Theil dramatisch dargestellten Weihnachts-, Dreikönigs- und Herbergliedern ist nur ein verschwindender Übergang zu den geistlichen Volksdramen, die in Tirol bis in die Vierziger-Jahre dieses Jahrhunderts eine große Verbreitung hatten und deren Wiederaufleben sich gerade gegenwärtig wieder kundgibt. Man möchte es nicht glauben, an wie vielen Orten Tirols besonders geistliche Stücke aufgeführt wurden. Hatte ja doch fast jede größere Ortschaft ihre bauerliche Bühne. Die Stoffe entsprechen entweder jenen der geistlichen Lieder oder sie sind sonst aus der biblischen Geschichte, sowie aus den Legenden genommen.

Zu ersteren gehören die Nikolaus-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, sowie die Osterspiele. Diese wurden gewöhnlich durch wandernde „Spieler“, die von Dorf zu

Dorf und oft von Haus zu Haus zogen, aufgeführt und hießen mit dem gemeinsamen Namen „Untercomödien“. So führte noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit eine wandernde Spielgesellschaft aus Riez in Stams im Freien vor dem Kloster das „Dreikönigspiel“ auf. Nur diejenigen Stücke, welche Legenden und Stoffe ähnlichen Inhalts, sowie solche, welche die Passion darstellen, also die eigentlichen Passionsspiele werden auf der Dorfbühne gegeben. Letztgenannte Passionsspiele sind auch die einzigen, die sich von den geistlichen Spielen noch erhalten haben und bekanntlich in Tirol nur mehr an einigen Orten, in Brizlegg, Thiersee und Inzing, aufgeführt werden.

Daneben blühte besonders im letzten und am Anfang dieses Jahrhunderts das „Bauerntheater“. Hier wurden neben Stoffen religiösen Inhalts, die besonders aus den Legendengeschichten genommen waren, vorzugsweise weltliche Stücke zur Darstellung gebracht. Diese Bauerncomödien, welche sich beim Landvolk großer Beliebtheit erfreuten, gehen ihrem Ursprung nach auf die Spiele, die an den Jesuitengymnasien im Schwung waren, zurück, wie denn auch die ganze Machart der „Bauernspiele“ den genannten entspricht. Von einer Volksthümlichkeit ist mit Ausnahme der „Episoden“ nichts zu spüren und die Handlung bewegt sich in steifen Alexandrinern fort. Da dieselben von den bäuerlichen Spielern schriftdeutsch gesprochen wurden, so läßt sich denken, wie gezwungen und unnatürlich der Vortrag sich ausnahm. Nur die der Handlung à la Shakespeare eingefügten Zwischenspiele, meist derbkomischen Inhalts, sind mundartlich gearbeitet. Solche Bauerntheater gab es, um nur von der Umgebung Innsbrucks zu sprechen, in Sistrans, Lans, Böls, Axams, Göhens, Mühlau, Pradl, Taur, Rum etc. Jetzt wird in dieser Art nur noch auf der halbstädtischen Bühne in Pradl bei Innsbruck gespielt, wo die Aufführungen alter Ritterstücke, z. B. „Wendelin von Höllenstein oder die Todtenglocke um Mitternacht“ und Ähnliches, wenn auch der derbsten Auswüchse der Komik beraubt, trotzdem noch ein ziemlich anschauliches Bild der früheren Bauerncomödien geben.

Über Lustspiele oder Possen, welche nach dem Schlusse des Trauerspiels gegeben wurden, um die Rührthränen in Lachthränen zu verwandeln, ist wenig bekannt. Sie scheinen nach den spärlichen Resten in Hans Sachs'ischer Manier gedichtet gewesen zu sein. Ein sehr beliebtes war unter anderen „Die alte Weibermühle“, welche noch vor wenigen Jahren im Unterinntal und in Stubai aufgeführt wurde. Der Hauptinhalt der Handlung bestand darin, daß in einen aufgestellten mühlenartigen Kasten auf der einen Seite alte Weiber auf Wunsch der Ehegatten hineingesteckt wurden und auf der anderen Seite als junge Mädchen herauskamen, die natürlich von ihren früheren alten Männern nun nichts mehr wissen wollen.